

## **Vergißeinnicht 1938**

10 (1938)

---

# VERGISSMEINNICHT

ILLUSTRIERTE  
KATHOLISCHE  
ZEITSCHRIFT

der

## MARIANNHILLER MISSION



Nummer 10

Oktober 1938

56. Jahrgang

### Segrüßet seist du, Königin des hl. Rosenkranzes

Frohlockend, selig, hochbeglückt,  
Von Schmerz zerrissen, leidbedrückt,  
Glorreich gekrönt: so singen wir,  
O Jungfrau, Gottesmutter, dir.

Segrüßt, da du in Freuden warst,  
Den Sohn empfangst, ihn trugst, gebarst,  
Geopfert ihn, zurückgewannst:  
Welch Mutterglück, das du empfandst!

Segrüßt in deinem Mutterleid  
Um deines Sohnes bitteren Streit,  
Um Geißel, Dorn und Kreuzesnot. —  
War je ein Mensch so schmerzumloht!

Segrüßt in deines Sohnes Sieg,  
Der auferstand, gen Himmel stieg,  
Den Geist gesandt, der dich erhob,  
Um's Haupt den Sternenreiß dir wob.

Ihr Völker, pflücket Rosen euch  
Aus diesem Kranze wunderbar,  
Zu flechten sie der Mutter hold  
In ihrer Krone strahlend Gold.

Dir, Jesu, aus der Jungfrau Schoß  
Geborener, sei Lob allzeit,  
Dem Vater gleich und Heil'gen Geist  
In Ewigkeit der Ewigkeit. Amen.

(Hymnus aus der 2. Vesper des Rosenkranzfestes)



# Christkönigs-Werbung

Von Dr. P. Rhabanus CMM.

Sequere me . . .

Leiste mir Gefolgschaft! (Joh. 1, 43)

Zwei gewaltige Kräfte durchströmen die Geschichte der Völker. Sie heißen Sehnsucht und Liebe, bergen der Menschen höchstes Glück, wenn sie ganz auf Gott gerichtet sind, bergen der Menschen erschütterndste Tragik, wenn sie nur auf Dinge gerichtet sind, die nicht Gott sind.

Eine ergreifende Weihe wird diesen Kräften dadurch zuteil, daß sie von Ewigkeit her auch im weiten Herzen Gottes wurzeln. Und nur weil Gott das Verlangen in sich trug, seine eigene Herrlichkeit und Schönheit auch anderen Wesen mitzuteilen, schuf er sich das Heer der seligen Geister, schuf er diese schöne Welt, schuf er auch uns Menschen nach seinem Bild und Gleichnis — in göttlicher Liebe.

Die schöne Harmonie, die am Morgen der Schöpfung zwischen Gott und seinen Kreaturen, namentlich zwischen Gott und Mensch herrschte, ging verloren durch den Stolz, der einen Teil der Engel zu Teufeln erniedrigte, der unsere Stammeltern aus dem Paradiese vertrieb. Sie hatten begehrt, Gott nicht nur ähnlich, sondern gleich zu sein. Darum mußte sie der Zorn Gottes treffen.

Seitdem aber herrschen in der Welt Elend und Sünde. Die Menschen haben die traurige Möglichkeit, alle Sehnsucht und Liebe, deren sie fähig sind, den Gütern und Freuden dieser Welt zuzuwenden und darüber ihren Schöpfer und die Güter und Freuden seines Himmelreiches zu vergessen.

Da setzte ein geheimnisvolles Ringen ein; ein Ringen zwischen Gott und Mensch; ein Ringen zwischen der iverbenden Liebe Gottes und der suchenden Sehnsucht der Menschen. Das aber ist das Größte und Schönste an diesem Geheimnis, daß die iverbende Liebe Gottes immer der suchenden Sehnsucht der Menschen zuborkommt, ihr immer wieder die Bahn weist, die allein zum Glück des Einzelnen und der Völker führt.

Ergreifendes Geheimnis! Gott wirbt um die Liebe seiner Geschöpfe!

Im Buche Deuteronomium, dem fünften, das Moses geschrieben hat, lesen wir im 30. Kapitel 19. Vers: „Himmel und Erde rufe ich zum Zeugen an, daß ich dir vorgelegt habe Leben und Tod, Segen und Fluch. Wähle also das Leben . . ., daß du liebest den Herrn deinen Gott und gehorchest seiner Stimme und ihm treu bleibst; denn er ist dein Leben.“

Gott ist also dein Leben! Wievielmehr gilt dieses Wort uns, die wir durch Jesus Christus den König wieder in das göttliche Leben hineingefunden haben. Dazu kam er ja in die Welt, daß wir das Leben haben und es in immer reicherer Fülle besitzen. (Joh. 10, 10). Durch Christus Jesus haben wir wieder Teil am Leben Gottes. In ihm findet die Seele die Erfüllung ihrer letzten Sehnsucht; denn er ist die Wurzel einer neuen Menschheit geworden, als er uns zu Gliedern seines Leibes machte, dessen Haupt er selber ist. Darum sagt der hl. Augustinus: „Das Haupt und die Glieder, das ist der ganze Christus.“ Nur die in ihm leben, erlangen das ewige Leben. Tragen wir also Sorge, daß wir lebendige Glieder am Leibe Christi sind und beten wir um die Gnade, daß alle Menschen zur Wahrheit dieser Einsicht gelangen und in ihrer Auswertung selig werden.



Christus, der König, erhob einst am Laubhüttenfest seine Stimme und sprach das schöne Wort: „Ich bin das Licht der Welt. Wer mir nachfolgt, wandelt nicht in der Finsternis, sondern er wird das Licht des Lebens haben.“ (Joh. 2, 12). Dieser König hat für alle Menschen denselben Heerruf: „Leistet mir Gefolgschaft!“

Diese Worte des Alten und Neuen Testaments seien der Granitblock, auf den wir die Waage des gerechten Urteils stellen, die den Ernst unserer Darlegung gegen das leichtsinnige Urteil der Welt abwägen soll.

Sequere me . . . Leiste mir Gefolgschaft!

Wollen wir erwägen, wie dieser iverbende Königsruf  
hallte durch die Jahrhunderte der Sehnsucht,  
hallte in der Fülle der Zeit,  
hallen wird bis ans Ende der Zeiten.

## I.

Die Tage von dem ersten Adam, durch den Tod und Sünde in die Welt gekommen sind, bis auf Christus, den zweiten Adam, der die Macht der Sünde brach und den Tod bezwang, waren Tage der Erwartung des verheißenen Messias, des Königs der Herrlichkeit, des Erlösers.

Schon im Paradiese rief Gott der Vater unsere Stammeltern nach dem Sündenfall auf zum Glauben an die Stunde, in der Maria, das starke Weib, dem König der Ewigkeiten das Leben geben werde, der die Macht und den Willen in sich tragen sollte, das Reich des Bösen zu bezwingen, alle Welt wieder siegreich in die Arme des Vaters zu führen.

Jahrtausende hielt diese Offenbarung die harrenden Menschen im Banne der Erwartung. Immer klarer und deutlicher hob sich das Bild des kommenden Erretters vom dunklen Hintergrund der Offenbarung ab. Ein Volk ward das auserwählte, aufgerufen in Abraham, Isaak und Jakob, das Stammvolk des Messiaskönigs zu sein. Isaak wurde das Vorbild seiner priesterlichen Opferbereitschaft. Aus Melchisedech sprach des verheißenen Königs neues Priestertum. In Moses schritt er als starker Führer und weiser Lehrer seinem Volke voran. Manna gab er ihm vom Himmel, das Symbol wurde für des ewigen Königs hl. Gottesmahl. Wasser schlug er aus dem sonnedurchglühten Felsen der Wüste. St. Paulus sagt: „Alle tranken denselben Trank aus dem geistigen Felsen, der ihnen folgte. Der Felsen aber war Christus.“ (1 Kor. 10, 4).

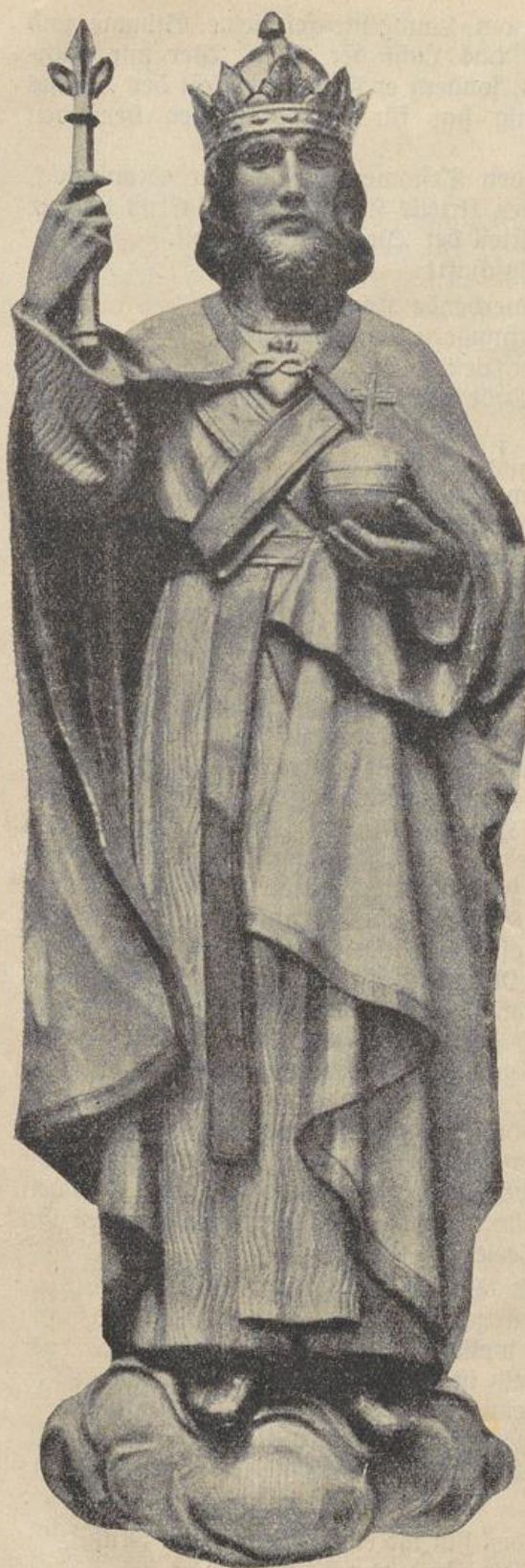
Heidnisch war die Umgebung, in der das auserwählte Volk wohnte. Das Volk begann zu irren. Doch die gewaltige Messiashoffnung ging ihm nicht verloren und mit ihr nicht der Glaube an den einen wahren Gott und den Gesalbten, der von ihm kommen sollte. Propheten traten auf und riefen ihn dem Volke immer wieder vor die Seele:

Setzt höre Israel, mein Volk, hab acht und lausche!  
Nicht sei bei dir ein neuer Gott.  
Zu fremden Göttern wolle nimmer beten.  
Denn Er, nur Er allein ist Gott,  
ist Heiland dir und dein Erretter,  
der jüngst herauf dich führte nach Jerusalem:  
Nah ist der Herr und seine Wahrheit ist uns Licht!

So aber sprach der Herr:

Ich gebe deinen Feinden hin ihr eigen Fleisch zum Fraß,  
das eig'ne Blut soll sein ihr letzter Trank,





damit die Welt erfahre, daß ich  
dein Licht bin,  
dein Heiland und Erlöser, Isra-  
els starker Gott.

Zum Himmel aber rief der Men-  
schen Sehnsucht:

Entsprosse, Reis, der Wurzel  
Jesse,  
erblühe, Knospe, zu duftender  
Bracht!

Des Herrn Geist erfüll' deine  
Seele

mit Weisheit und Stärke und  
Kraft und Rat.

O nimm der Herrschaft heil'ges  
Zepter,

zertritt der Schlange gift'ges  
Haupt,

daß Gnad' und Friede wieder  
herrsche,

in Freude jauchze Davids Haus.

## II.

Der verheißene Friedenskönig  
kam. „Das Wort ward Fleisch,  
Mariens Sohn.“ Ein zartes  
Kinderlallen war sein erster Ruf  
— der Ausdruck eines starken  
Opferwillens: „Schlacht- und  
Brandopfer hast du nicht ge-  
wollt, an Sünd- und Speise-  
opfer hast du kein Gefallen.“ Da  
sprach ich: „Siehe, ich bin da.  
In der Buchrolle steht von mir  
geschrieben, daß ich komme, dei-  
nen Willen zu erfüllen, o Gott..  
und dein Gesetz — die Liebe —  
ist meines Herzens Mitte.“ (Ps.  
39, 7—9).

Der König rief: und Engel  
kamen aus des Himmels Höh'n  
hernieder und sangen jenes wun-  
derbare Lied: „Ehre sei Gott in  
der Höhe und Friede auf Erden  
den Menschen, die eines guten  
Willens sind.“ (Lk. 2, 14).

Der König rief: und Hirten,  
die in der Nähe Feldwacht hiel-

## Christus, der König

von H. Schiefl



ten bei den Herden und Weise aus dem fernen Morgenland kamen und beteten an den König, in Windeln eingewickelt in der harten Krippe. (Mt. 2, 16 ff., Mt. 2, 1 ff.). Der König warb: und in Maria, seiner Mutter, stellte er uns das Sinnbild seines Heiligungswillens und seiner Königsabsichten vor die Seele. So sollst du werden, krankes Menschengeschlecht, wie diese königliche Frau: lebend in meinem Leben durch die Gnade — rein von Sünde in meiner Reinheit durch das Bad der Wiedergeburt und die Kraft meiner erlösenden Liebe — tugendreich wie sie, die meine Mutter ist, die zweite Eva, die Ahnfrau einer neuen Menschheit, die geworden ist durch meinen Heilandstod am Kreuz und geheimnisvolle Lebensgemeinschaft mit meiner Braut, die deine Kirche ist. Sei mir durch sie ein liebes Königskind!

Der König warb: und Heiligkeit und Recht auf Himmelsehre bietet er uns an, wenn wir den Mut haben, einen Lebensweg zu schreiten, wie er ihn ging von seiner Wiege bis zum Grabe.

Der König warb: und alle Welt und alle Menschenherzen hallten wieder von dem kühnen Anspruch: Mein Wort ist Wahrheit — heiligt euch in meiner Wahrheit! Ein Leuchten kam ins dunkle Herz hinein. In diesem Lichte schritten mutig Tausende den dunklen Pfad des Glaubens, der sicher führt zu klarer Gotteschau.

Der König warb: und aus dem Herzen brach ein Flammenmeer, das Feuer einer heißen Liebe. Und hell wie Harfenton klang durch die neugeweckten Herzen:

### Rosentranzkönigin

von H. Schiefl







Hochw. P. Gerwald Janssen CMM. von Walbed (Rhld.)  
mit Angehörigen, Verwandten und Mitbrüdern am Primiztage  
Photo: Mariannhiller Mission

„Mein Leben soll die Liebe sein zu dir, o Vater. Ihr aber, die ihr an mich glaubt und auf mich hofft, o bleibet doch in meiner Liebe. Wer in der Liebe bleibt, der bleibt in mir und ich in ihm.“

Der König warb: Auf Golgotha da stand ein Kreuz und ausgespannt an seinen harten Balken verblutete das Opfer einer großen Liebe, bis seine Stimme sterbend sprach: „Es ist vollbracht — die Welt erlöst — der Himmel wieder offen. Gestiftet ist der neue Bund. O laßt von meiner Liebe euch bezwingen. Bleibet Glieder meiner Kirche, die aus der Seite mir hervorging als des Soldaten harte Lanze mir das Herz durchstach. Hier strömt im siebenfachen Strom der Sakramente die Fülle meiner Gnaden. Hier hast du Teil an meines Kreuzes heiliger Opferfrucht in jeder heiligen Messe, die ja die Wiederholung meines Kreuzesopfers ist, unblutig und immerfort an allen Orten dieser Welt durch meine Priester dargebracht. Hier lade ich dich ein, an meinem Königstisch mit mir zu speisen und sage dir: „Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der hat das ewige Leben und auferwecken will ich ihn am jüngsten Tage.“

Der König warb: Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt wird leben, wenn er auch gestorben ist. Ich bin erhöht durch meine Himmelfahrt, genieße auch als Mensch die Herrlichkeit, die mir zu eigen war, bevor zur Erde ich herniederstieg. Auch du sollst auferstehen und ewig mit mir leben in meines Himmels Herrlichkeit, wenn deinen Lebensweg — vielleicht ist es ein harter Kreuzweg — in meiner Gnade du zu End' gegangen bist und in Geduld mit mir dein Kreuz und Leid getragen hast. Ach, herrlich wird das Sterben sein; denn keiner, keiner, der im Glauben an mich lebt und stirbt, geht je verloren. Denn auch für dich, für jeden einzelnen aus euch hab' ich gebetet: Vater, ich will, daß sie, die du mir gegeben hast, bei mir seien an dem Ort, wo ich bin, damit sie schauen die Herrlichkeit, die du mir gabst. Laß alle, die an mich glauben eins sein in mir, wie du, Vater, in mir bist und ich in dir . . .“



Der König warb: Im Brausen kam der Heilige Geist hernieder auf die junge Kirche. Nichts neues sprach er aus; denn Christi Lehre griff er auf und grub sie tief ins Herz der jungen Kirche. Apostel standen auf und wurden kühne Zeugen seiner Wahrheit — Kündler seines Lebens — Boten seiner Liebe — Streiter für das Wachstum seines neuen Reiches, seiner Kirche. Durch diese Kirche, die nichts anderes ist als der fortlebende Christus: das Haupt mit den lebendigen Gliedern, die wir Christen sind kraft heiliger Auserwählung, ruft bis ans Ende aller Zeiten Christus jeden auf zu mutiger Gefolgschaft.

### III.

Es sprach der Herr zu den Aposteln: „Ihr sollt mir Zeugen sein in aller Welt.“ Mit diesem Wort rief Christus nicht nur die Apostel auf, sondern auch ihre Nachfolger, die Bischöfe und die Priester, dafür zu sorgen, daß sein iverbender Königsruf auf Erden nie verhalle, solange noch die Erde Menschen trägt, die ihn nicht kennen und noch ihr Knie nicht beugten vor diesem Könige der Wahrheit, der Gerechtigkeit und der Liebe, der gesagt hat: „Wer meine Gebote hat und sie hält, der ist es, der mich liebt; wer aber mich liebt, der wird von meinem Vater geliebt, und auch ich werde ihn lieben und mich ihm offenbaren.“ (Joh. 14, 21).

Wie der Vater Christus, seinen Sohn, in die Welt gesandt hat, damit die Welt durch ihn das Leben wieder habe, so gab auch Christus seinen Aposteln und deren Nachfolgern eine heilige Sendung an die Menschen: Wie Christus, der König der Wahrheit ist, so sollen sie Kündler seiner Wahrheit sein, damit alle Welt im Lichte seiner Wahrheit leuchte. Wie Christus das Leben in sich hat, so sollen sie Spender und Erhalter seines göttlichen Lebens in den Seelen der Menschen sein, durch die Übermittlung seiner Gnaden in den hl. Sakramenten. Wie Christus sich opferte am Stamm des Kreuzes, um alle an sich ziehen zu können in Liebe, so sollen sie die hl. Messe feiern hin durch alle Zeiten und Rufer für die ewige Liebe sein, die sich selbst im Tode opferte, weil niemand den Seinen eine größere Liebe schenken kann als der, der selbst sein Leben hingibt für die Brüder. Wie Christus die Macht in sich trug und gebrauchte, die Sünden zu vergeben, so sollen sie die Menschen aufrufen, der erbarmenden Liebe ihres Gottkönigs zu gedenken, wenn schwere Sündenschuld auf ihren Seelen lastet. — O daß wir diese iverbende Königs Liebe doch begreifen und genießen wollten, die zu uns spricht: „Gedanken des Friedens denke ich und nicht des Unheils! Selig die Armen im Geiste; denn ihrer ist das Himmelreich. Selig die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit, sie sollen gesättigt werden.

Selig die Barmherzigen, sie werden Barmherzigkeit erlangen.

Selig die reinen Herzens sind, sie werden Gott anschauen.

Selig die Friedfertigen, sie sollen Kinder Gottes heißen.

Selig die Verfolgung leiden um meiner Gerechtigkeit willen: ihrer ist das Himmelreich.“ (Mt. 5, 3 ff).

1900 lange Jahre haben die Wahrheit des Herrenwortes bestätigen müssen: „Siehe, ich bin bei euch bis an das Ende der Zeit.“ (Mt. 28, 20). Jedes neue Jahrhundert wird ein Gleiches erleben. In Wahrheit: Gottes Reich hat sich in Christus, dem König, genagt. Wurzeln will es schlagen in den Herzen der Menschen. Mag auch der Hölle Haß und Menschen-torheit sich Christi Königsabsicht widersetzen . . . Stat Crux dum volvitur



orbis! Es ragt das Kreuz solange die Welt sich dreht. Der König lebt und ewig gelten wird sein Werberuf: „Sequere me . . . Leiste mir Gefolgschaft!“ (Joh. 1, 43).

Auf unseren Lippen aber ersterbe nimmer das Gebet: „Adveniat regnum tuum!“ (Mt. 6, 10). Zu uns komme dein Reich. Jenes Reich, das nicht besteht in Speise und Trank, das vielmehr ist: Gerechtigkeit und Friede und Freude im Heiligen Geiste . . . (Röm. 14, 17).

#### IV.

Etwas Geheimnisvolles rührt an unsere Seele, wenn wir über den iverbenden Ruf Christi unseres Königs nachsinnen. So steht es also um Gott den Vater und Christus, unseren König: sie sind und waren das Ziel einer unstillbaren Sehnsucht, die im Menschenherzen lebendig ist. — Vater und Sohn aber kennen selbst wiederum keine größere Sehnsucht als die: bei den Menschenkindern zu sein. — Es ist also gar nicht so, wie einige uns heute glauben machen wollen, daß der Mensch ohne den Glauben an einen persönlichen Gott, ohne den Glauben an Christus den Erlöser, zufrieden leben könne, oder daß er sich gar einen neuen Gott und einen anderen Erlöser suchen müsse. Wo soll der Mensch denn einen neuen Gott suchen? Haben nicht die Jünger, auf die Frage ihres Meisters: „Wollt auch ihr gehen?“ schon antworten müssen: „Herr, zu wem sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens.“ (Joh. 6, 67 f.). Wo soll der Mensch einen mächtigeren Gott finden, wo einen, der mehr Sorge und Liebe um ihn trägt als der gewaltige Gott, der das Leben seines Lebens ist und der aus Liebe zu ihm Christus, seinen eingeborenen Sohn, in den Tod dahingab, damit er der König einer neuen Menschheit werde durch sein Blut. Denn das ist doch die Liebe, nicht daß wir Gott, sondern daß Gott uns zuerst geliebt hat. (1 Joh. 4, 10).

Der ewige Vater ist unser Gott und Christus ist der König unserer Seelen. Die ganze Menschheitsgeschichte hat ihnen eine Liebe bezeugt, die nicht Maß und Ziel kannte. Lieben wir diesen Gott und diesen König wieder. Christus selbst ruft uns zur Gefolgschaft auf. Am Königswort, da gibt es nichts zu deuteln. Das nimmt man an, oder verwirft man. Muß dann aber auch den Mut haben, die Konsequenzen zu tragen. Der König schreitet uns zur Seite, will das Geschlecht, dem er in seinem Tod das neue, das göttliche Leben wiedergab, zu Gott, zu unserem Vater, führen.

So wollen wir denn diesem Könige treue Gefolgschaft leisten. Lassen wir keine iverbende Liebe nicht betteln gehen. Nein! Unsere Liebe dem König!

---

## Hundert Jahre Katholisch-Südafrika

(Fortsetzung)

Aus den Gründungstagen der Rhodesia-Mission

Spannende Einzelheiten aus der ersten Periode der Mission in Rhodesien berichtet uns hier ein Jesuitenpater.

Am 25. Juli 1880 überschritten die ersten Missionare, P. Latw, P. Wehl, Br. Hedley und Br. De Sadeleer den Sabifluß und fanden sich in feindlicher Umgebung. Gruppen von Maschonas zeigten sich auf mehreren Seiten und schienen vereinte Angriffe auf den riesigen Ochsenwagen zu pla-



nen. P. Wehl war allein zu weit vorausgegangen, verirrte sich in der Wildnis und wurde drei Tage vergeblich gesucht.

Da die feindlichen Haufen anwuchsen, beschlossen die Reisenden, das Fuhrwerk im Dunkel der Nacht zu verlassen, denn einem Überfall so vieler Maschonas konnten sie nicht standhalten. Mit zwei treuen Matabele und drei anderen Eingeborenen retteten sie nur den Tragaltar und die notwendigsten sonstigen Dinge. Nach dreiwöchentlichem aufreibendem Marsch gelangten sie zur Residenz des Oberhäuptlings Umzila, am 31. August. Sie wurden gastfreundlich aufgenommen und Umzila sandte sogar eine bewaffnete Eskorte, dreißig Soldaten mit vier Indunas und Br. De Sadeleer, um den Wagen in Sicherheit zu bringen.

P. Laito und Br. Hedley litten stark an Fieber und mußten zurückbleiben. Der König wies ihnen eine Hütte und die nötige Bedienung an. Sie erhielten anfangs gute Kost, später nur Kaffernkorn in unsauberem Wasser gekocht. Die Hütte war schlecht gedeckt und ventiliert und oft von Neugierigen besucht. Eine Anzahl Schlangen vertrieben des Nachts die Ratten . .

Am 15. Oktober konnte P. Laito mit Hilfe eines Grasstrickes eben noch seine letzte hl. Messe feiern und Br. Hedley die hl. Kommunion reichen. Am 25. November ging er zur wohlverdienten Belohnung ins Jenseits. Es schien ein Wunder, daß sein Leidensgenosse durchkam. Weitere drei Wochen schleppte er sich krank umher und verlangte dann von Umzila zum verlassenen Fuhrwerke gebracht zu werden. Vier Träger transportierten den Totfranken auf höchst unbequemen Tragstangen durch die Berge und Büsche, über Flüsse und Sümpfe, die zwischen des Häuptlings Residenz und Br. De Sadeleer's Wagenburg lagen. Diese wurde nach 25 martervollen Reisetagen am 11. Januar 1881 erreicht. „Bei diesem Anblick“, schreibt der Missionsbruder, „konnte ich mich der Tränen kaum erwehren. Nie in



Höhere Regierungsbeamte bei einem Schulfest der Landwirtschaftsschule auf der Missionsstation Reichenau. Hintere Reihe stehend Patres und Brüder

Photo: Br. Leonhard Weber, Mariannhill



meinem Leben sah ich einen gleich ausgemergelten Kranken! Sein ganzer Körper war mit Geschwülsten, Wunden und Geschwüren bedeckt, worin das Ungeziefer wimmelte. Seine Gebeine schienen verbogen und alle körperlichen und geistigen Kräfte erschöpft.“ — Und doch, wer sollte es glauben, dieser selbe arme Br. Hedley lebte weiter bis 1933 und starb erst mit 88 Jahren! —

Die Wagenburg bewegte sich nun weiter und gelangte nach vierwöchentlicher Tour zum Kraal des Unterhäuptlings der Maschonas, Amalanga. Dieser hatte mit seinem Kollegen Hambabusuku den Überfall des Wagens geplant. Nun waren die Helden nicht wenig erschrocken, strengen Befehl von Umzila zu erhalten, nicht bloß alles herauszugeben, sondern auch noch erhebliche Strafe zu zahlen . . . P. Wehl befand sich nun in guter Gesundheit und übernahm die Leitung der Expedition. Nahezu einen Monat war der Apostel in der Wildnis allein umhergeirrt, halbverhungert und mit zerrissenen Kleidern gab ihm schließlich ein Maschonachief auf 18 Tage den nötigsten Unterhalt. Hier fand ihn der englische Forschungsreisende Mr. Rogly, der unseren Missionar fünf Wochen unentgeltlich verpflegte und mit neuem Anzug ausstattete.

Das Fuhrwerk erreichte am 2. Dezember Uman, das erste Dorf unter Umzila's Herrschaft. Infolge der Regenzeit und unpässbaren Wegen mußten sie hier langen Halt machen. Fieberanfälle machten P. Wehl viel zu schaffen. Br. Hedley hatte vom verstorbenen P. Laiv eine kleine Geldsumme übernommen. Trotz großer Schwäche entschloß sich jetzt P. Wehl zu einer Fußreise mit Br. De Sadeleer nach Sofala, um dort die nötigsten Einkäufe zu machen. Am 9. Mai trafen sie in der Residenz des Kommandanten Manoel d'Almeida ein und wurden „von ihm und der Bevölkerung wie Engel vom Himmel aufgenommen . . .“ P. Wehl indessen erlag schon nach drei Tagen dem Fieber und wurde mit öffentlicher Begräbnisfeier und militärischen Ehren bestattet.

Br. De Sadeleer kehrte mit Trägern und Gepäck zum Lager in Uman zurück und setzte im Juli die Reise nach Gubulawaye fort, wo die nunmehr nur noch kleine Expedition am 1. Oktober 1881 ankam.

#### Aus den „Urtagen“ in der Kapkolonie . . .

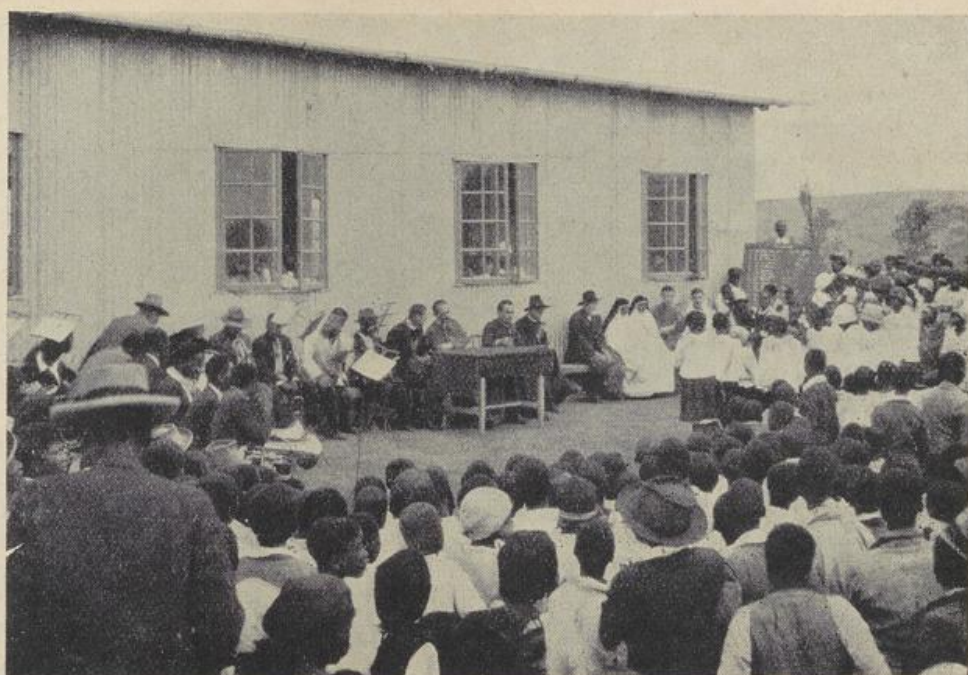
„Zwei Tausend Meilen im Sattel und Ochsenwagen“ sind die folgenden Mitteilungen aus der südafrikanischen Chronik von Father McCann überschrieben. Hier nur eine Auslese der wichtigeren Daten und Taten.

Heutzutage sind weite Reisen hierzulande für viele ein großes Vergnügen. Ganz anders vor hundert Jahren, wo es noch keine Eisenbahn und nicht einmal Straßen gab. Das erste Dampfschiff war kaum 12 Jahre vorher in den Hafen von Kapstadt eingelaufen . . .

Hören wir einiges aus den persönlichen Aufzeichnungen des ersten Apostolischen Vikars von Südafrika über seine erste Visitationsreise im Lande. Bischof Griffith war noch keine zwei Monate in Capetown, als er auch schon seine Reisetouren zu Boot und Pferd, im Ochsenwagen und Karren antrat. Er besuchte Port Elisabeth, Uitenhage, Grahamstown, Bathurst, Fort Beaufort, Somerset-East, Graaff-Reinet und Beaufort-West und auf der Rückreise die entlegene Billa Tullbagh. Simonstown und Stellenbosch hatte er bereits vorher besucht, zusammen gegen 2000 Meilen.

Der seeleneifrige Oberhirte fand auf seiner dreimonatlichen Tour im Jahre 1838 ziemlich viele Katholiken über die ganze Kolonie zerstreut. Er





Unterhaltungsfeierlichkeiten bei einem Bischofsbesuch

Photo: Br. Leonhard Weber, Mariannhill

wollte sie und ihre Lage und Bedürfnisse kennenlernen, verlorene Schafe heimführen und geordnete Seelsorge einrichten im Lande ringsum. Eine gute Anzahl lebte im Grahamstown-Bezirke unter den Einwanderern von 1820. Im Februar 1837 hatten sie durch Sir Benjamin D'urban einen Priester verlangt. Father Scully hatte zwar schon vor 1826 und sein Nachfolger, Father Wagenaar bis 1832 die Gegend pastoriert, doch keiner von beiden konnte es damals auf die Dauer.

Nun begann Bischof Griffith seine Tätigkeit und Mission anno 1838, den Ausgangspunkt unserer gegenwärtigen Hundert Jahr-Feier. Der Bischöfliche Missionar bestieg mit Dr. Burke OFM. zu Kapstadt, wo Father Corcoran OP. als Pfarrer zurückblieb, das 200 Tonnenboot „Lord of Jersey.“ Sie hatten einen ungeübten Kapitän und ungünstiges Wetter. Nach drei Tagen der Seefahrt erblickten sie sich immer noch dem Table Mountain gegenüber. Auf diesem ersten Wege nach Port Elisabeth trieben sie oft auf den Wellen, ohne daß der Kapitän wußte, wo er war. Endlich anferteten sie doch am 2. Juli 1839 in der Algoa-Bay.

Dem Städtchen Port Elisabeth mit damals nur kaum 2000 Einwohnern, einer langen und wenigen kurzen Straßen, widmete der Bischof vier Tage. Hier traf er auch den berühmten (protestantischen) Missionar Owen, der nach Ermordung von Pieter Retief durch die Schwarzen sich von Natal geflüchtet hatte. Der Oberhirte versammelte gegen 30 Katholiken im Hause eines Schneiders, Mr. Scallan und feierte daselbst die hl. Messe. Er taufte sieben und firmte drei Personen und die Zahl der hiesigen ersten Kommunikanten war sechs, wie die persönlichen Aufzeichnungen des Bischofs besagen.

Von hier ging die Reise im zehnspännigen Ochsenwagen nach Uitenhage und Grahamstown. In ersterem Städtchen fand er zwei deutsche





P. Ferdinand CMM. auf einem Missionsritt

Photo: Mariannhiller Mission

Protestanten mit ihren Familien und erhielt auch den Besuch eines wahren Israeliten, eines armen Schuhmachers aus Straßburg, namens Kirchhofer. Von diesem erfuhr Bischof Griffith die Anwesenheit einiger Katholiken. Außer einigen Franzosen und Belgiern, die nur wenig Englisch sprachen, stellte sich ein Pole vor. Er konnte sich nur mit Tränen verständlich machen und empfing den großen Trost der hl. Kommunion. Unter den rund 1000 Einwohnern von Uitenhage fanden sich 30 Katholiken zur hl. Messe in der Behausung eines Mr. Hitse ein und nur zwei kommunizierten. Des andern Tages gab es 9 Kommunikanten, 3 Firmlinge und 1 Täufling. Unter sämtlichen Katholiken war bloß eine Frau. Die guten Leute waren schon fast daran verzweifelt, jemals einen Priester oder hl. Messe zu haben.

Man zeigte auch die „Öffentliche Leihbibliothek“ von Uitenhage (20 Meilen von Port Elisabeth) als unvergeßliche Sehenswürdigkeit. Nämlich ein — Schilderhäuschen, in welches man die Bücher einquartiert hatte!

Die Weiterreise nach Grahamstown dauerte im zehnspännigen Ochsenwagen 4 Tage und 3 Nächte. Der Bischof notierte: „wie malerisch schön auch vieles auf einer solchen Reise sein möge, habe er doch genug von der Ochsenwagenfahrt!“ — Unterwegs sah der Reisende auch Buschmänner, Hottentotten und Fingos. Aber sie machten auf ihn den Eindruck, daß die Zeit ihrer Christianisierung noch nicht gekommen sei. Er machte in dieser Gegend Bekanntschaft mit einem „Afrikaner-Pfarrer“, geborener Schotte aus Amerika, Schreiner von Geschäft und Prediger von Profession...

Die Buren waren eben erst mit den Eingeborenen aneinandergeraten und der Ausgang des Streites sollte in wenigen Monaten durch das Gefecht am Blood River entschieden werden. Der größte Teil der Grenzkriege zwischen den östlichen Bantustämmen und weißen Siedlern stand noch zu erwarten.

Der erste Besuch des Bischofs in Grahamstown dauerte vom 13. Juli bis 6. August 1838. Er organisierte die erste Pfarrgemeinde und übergab



sie seinem Begleiter Dr. Burke. Ein Grundstück für die St. Patrickskapelle war bereits erworben und der Oberhirte fand die Lage prächtig. Aus der Umgegend erhielt er viele Einladungen zur Visitation. Die Beamten der Stadt stellten sich ihm vor und er selbst stattete dem Gouverneur sowie dem — geschichtlich wohlbekannten — Kapitän Stockenstrom seinen Besuch ab. Einige hervorragende Katholiken, darunter der reichste Mann von Grahamstown, ein Farmer und Weinhändler, waren die geistige Triebfeder der damaligen katholischen Bewegung. Das 72. Regiment hatte hier seine Garnison und die Offiziere erwiesen dem katholischen Bischof alle Ehre. Die Sonntagsruhe machte auffallenden Eindruck: „die Stadt ist still wie ausgestorben; keine Seele ist auswärts zu sehen, nicht einmal Hottentotten und Fingos; sogar den Hunden ist das Bellen nicht erlaubt . . .“

Bei der ersten Messfeier am 15. Juli 1838 waren 60 Personen anwesend. Vierzig von diesen hatten noch nie einen Priester und einen Gottesdienst mit hl. Messe gesehen. Bei der Versammlung der neuerrichteten Kirchengemeinde am 29. Juli zeichneten 24 Katholiken £ 200 zum Bau des künftigen Gotteshauses. Der Bischof unternahm Erkundigungstouren ringsum und bis an die Mündung des großen Fisch River.

Von Grahamstown ging es in zweitägigem Ritt nach Fort Beaufort, wo drei Viertel des dort stehenden 75. Regiments Katholiken waren. Für die 300 katholischen Soldaten und 50 sonstigen Katholiken beantragte er von der Regierung einen Militärkaplan.

In Beaufort traf der Bischof auch den intelligenten und berühmten Chief „Macomo.“ — Mitte August wurde die Reise im Sattel nach Somerset East fortgesetzt. Am späten Abend klopfte der Apostel bei einem Engländer um Nachtherberge an, doch es war „kein Platz für ihn“ und er mußte in der Finsternis noch eine Stunde weiter reiten, bis er bei einem Mr. Ford zwar ärmliche, aber freundlich-entgegenkommende Unterkunft fand. In den 70 Häusern von Somerset lebten drei Katholiken und viele „Halbkatholiken.“ Der Bischof taufte hier drei Kinder. Am nächsten Tage saß er von morgens 6 Uhr bis nachmittags 4 Uhr wieder im Sattel. Am neuen Ort hörte er die Beicht eines alten Franzosen, de Flammand. Drei Katholiken und zwei Protestanten fanden sich ein. Dann ging es zu Pferd weiter nach George, um auch da die Zahl der Katholiken festzustellen. Am Samstag nahm er eine Mrs. Iffoin in die Kirche auf. Am Sonntag firmte er die Konvertitin, spendete drei Personen die hl. Kommunion und traute ein Ehepaar.

Weitere zwei Tage im Sattel brachten den Oberhirten nach Graaff Reinet, wo er am 24. August (1838) für 8 Katholiken die hl. Messe feierte. Dem Sonntagsgottesdienst wohnten 7 Katholiken und 8 Protestanten bei. Am nächsten Morgen ging es wieder zu Pferd 51 Meilen und am zweiten Tage nochmals 54 Meilen auf der langen Tour nach Beaufort West. Er übernachtete bei einem Farmer, dem es an einer Uhr fehlte und dem Bischof £ 11 anbot für die seinige! Nach einem dritten schweren Reisetage im Sattel waren die 156 Meilen zurückgelegt. In Beaufort West ruhte der ermüdete Apostel einige Tage. Es fanden sich nur 3 Katholiken; aber hier wurde die erste farbige Frau in die Kirche aufgenommen. „Eia Arms“ war der Anfang der heutigen Seelenernte unter den Farbigen Südafrikas.

Am 5. September ging die Reise im Karren zurück nach Kapstadt. Auf dieser neuntägigen Tour sah der Bischof wenige menschliche Wohnungen. Mehrere Male mußte er auf offener Steppe übernachten und hatte die Bocke-



beld-Berge zu überklettern. Jenseits derselben war die Gegend gemütlicher, aber die neun Tage bedeuteten, im sechsspännigen Pferdefarren hin und her geschleudert, sicher kein Vergnügen!

Seine Reisebegleiter waren: ein gewisser Kuhler, der Eigentümer des Fuhrwerks und drei Hottentotten, Hendrich, Job und Saul, welche die Pferde und das Kochen besorgten. Die Reisenden mußten ihren Proviantbedarf mitführen, denn auf die zerstreuten Gehöfte konnte man sich nicht verlassen. Bischof Griffith lobte das von Hendrich „a la Hottentot“ zubereitete Fleisch als ausgezeichnet. Am 16. September war er von der fast dreimonatlichen Visitation wieder daheim in der Roeland-Street. Später machte er noch viele Touren durch sein weites Gebiet und der Erfolg muß sehr tröstlich für den seeleneifrigen Oberhirten gewesen sein. Es wuchs die Liebe zu dem Lande, welches Gottes Vorsehung ihm anvertraut hatte!

Die Reisenden von heute, die im bequemen Auto auf glatter Straße durch diese Gegenden fliegen, haben wohl keine Vorstellung von den aufreibenden Strapazen jener südafrikanischen „Arzeit“ . . . (Schluß f.)

---

## Nicht in der Mission und doch Apostel

Von P. Otto Heberling CMM.

„Das Göttlichste des Göttlichen ist mitzuwirken am Heil der Seelen!“ — Dieses herrliche Wort des heiligen Dionysius Areopagita gilt heute noch ebenso gut wie zur Zeit, da es von dem großen und edlen Paulusschüler gesprochen und niedergeschrieben wurde. — Glückliche Menschen, denen die große Gnade zuteil wird, Apostel Jesu Christi in der vordersten Missionsfront sein zu können, die als Missionspriester, als Missionsbrüder, als Missionschwester oder auch als Missionsärzte in den Heidenländern mitwirken dürfen an der Ausbreitung des Reiches und Königthums Jesu Christi. — Doch nicht alle Menschen können von Gott berufen sein, an der vordersten Missionsfront zu kämpfen. Nein, in der Armee zur Eroberung der Welt für Christus muß es auch Soldaten geben, die im Hinterland, in der Heimat, die Kämpfer der ersten Linie mit allem Notwendigen versehen und nach Kräften unterstützen. Hinter der kämpfenden und blutenden Armee der Apostel in den fernen Heidenländern muß eine nicht minder edelmütige und opferbereite Unterstützungsarmee von Aposteln in der Heimat stehen. Beide Armeen zusammen formen das große Heer der Apostel und Missionare. Alle verfolgen das gleiche Ziel: Die Welt für Christus zu erobern! — Deshalb ergibt sich die unumstößliche Wahrheit: ein Apostel und Missionar ist nicht bloß derjenige, der direkt im Heidenland tätig ist, sondern jeder, der das Missionswerk auf irgendeine Art nach Kräften unterstützt. Um das große Werk der Glaubensverbreitung und der Eroberung der Welt für Christus kann sich auch derjenige verdient machen, der nie ein Missionsland gesehen oder betreten hat. Auf diese Tatsache soll hier etwas näher eingegangen werden. Einige Beispiele mögen zur Erläuterung des Gesagten dienen:

Der hl. Ignatius von Loyola, dieser liebeglühende Apostel Jesu Christi und geistliche Vater unzähliger großer und heiliger Apostel und Missionare, hat seinen Fuß nie auf ein ausgesprochenes Heidenland gesetzt, ist nie Apostel an der vordersten Missionsfront gewesen und hat sich als Stifter



des größten Missionsordens und als geistlicher Vater und Lehrer zahlreicher und großer Missionare doch um die Missionierung der Welt die größten Verdienste erworben. Während der weise und weitschauende Mann in Rom die Ordenssakungen schrieb, sich der gründlichen Ausbildung der jungen Mitglieder des Ordens, der Heranbildung von Obern und der straffen und klugen Leitung seines Ordens befließ, wirkten seine ersten Jünger von seinem Feuergeiste für die größere Ehre Gottes beseelt, schon als Apostel und Missionare in aller Welt. Und hätte der hl. Ignatius zu seinen Lebzeiten nur den hl. Franz Xaver — nach dem hl. Apostel Paulus der größte Missionar aller Zeiten — nach Indien geschickt, müßte man ihm schon deswegen große Verdienste um die Ausbreitung des Reiches Christi zuerkennen. Er hat aber nicht bloß diesen einen großen Heidenmissionar nach Indien geschickt, sondern eine große Zahl seiner Söhne in die Länder von drei Erdteilen gesandt. Der hl. Ignatius wollte von den Seinen nicht übermäßiges Gebet, nicht besondere Strenge in der äußeren Lebensart, „dafür aber Arbeit, allseitige, unermüdliche Arbeit, Arbeit bis zur Selbsterlöschung und bis zum Tode.“ — „Gehet, setzt alles in Flammen der Liebe zu Gott und zu den Seelen!“ war das Wort und der Befehl, womit er seine Jünger in alle Welt hinausgeschickte und auch heute noch durch seine Nachfolger im Amte hinausendet. Wahrlich, der hl. Ignatius von Loyola hat sich durch die Stiftung seines Ordens um die Mission hoch verdient gemacht, obwohl er selbst nie ein Missionsland betrat. — —

Fast dasselbe wie vom hl. Ignatius kann man wohl auch vom Stifter der Steyler Missionskongregation, dem hochseligen P. Arnold Janssen, sagen. Von der Liebe zu den unsterblichen Seelen, besonders zu den armen Heiden getrieben, rief er unter unsäglichen Schwierigkeiten die „Gesellschaft vom



Primizfeier des Hochw. P. Rupert Wiedemann  
in Oberndorf

Photo: Mariannhiller Mission



göttlichen Wort“ ins Leben, widmete sich in unermüdlicher Arbeit dem Aufbau und der Ausgestaltung der Missionsgesellschaft, der Ausbildung ihrer Mitglieder und sandte dann bald die ersten Missionare in die Heidenländer. Heute wirken die Stehler Missionare mit großem Erfolg in den Missionen aller Erdteile. Auch P. Arnold Janssen erwarb sich durch die Gründung der Genossenschaft der Stehler Missionare und der Stehler Missions- und Anbetungsschwestern um das Missionswerk große Verdienste, obgleich auch er in der Mission nie tätig war. — —

Und was soll man erst schreiben von dem jetzt glorreich regierenden Papst Pius XI. Die ganze kath. Welt kennt ihn unter dem Ehrentitel „Missionspapst.“ — Kein Papst der Vergangenheit hat mehr Liebe und Hirtenfürsorge für die Ärmsten der Armen, die unglücklichen Heiden, im Herzen getragen als er. Immer und immer wieder läßt Papst Pius XI. deutlich erkennen, daß die uneingeschränkte Missionierung der Welt seine Herzensangelegenheit ist. Er unterstützt und fördert das Missionswerk mit der ganzen Kraft und Autorität seines obersten Hirtenamtes. Er schrieb die unergleichlich wertvolle Missionsencyklika, er fordert für das Missionswerk das Interesse und die Unterstützung aller Gläubigen, er ermahnt zum immerwährenden Gebet und Opfer für die Missionen, er verlangt die Errichtung von kleinen und großen Seminarien für einheimische Priesteramtskandidaten in den Missionsländern, er ruft unzählige neue Apostolische Präfekturen und Vikariate ins Leben, er weihte in Rom höchstpersönlich die ersten einheimischen chinesischen und japanischen Bischöfe. Papst Pius XI. verdient in der Tat den Ehrennamen „Missionspapst“; denn er hat sich während seines glorreichen Pontifikates um die Ausbreitung des Reiches Christi in aller Welt die allergrößten Verdienste erworben. — — —

Doch nicht bloß die kurz erwähnten und noch viele andere edle Männer aus dem geistlichen Stande haben sich, ohne in den Missionsländern direkt gewirkt zu haben, um die Missionen höchst verdient gemacht, nein, auch viele Frauen stehen in dieser Beziehung den großen Männern in nichts nach.

So war die hl. Theresia vom Kinde Jesu ohne Zweifel eine große Missionarin, und hat als solche sicher an der Befehrung vieler Heiden mitgewirkt, besonders durch ihre glühenden Gebete und ihre für die Mission gerne gebrachten Opfer. Gott, der Herr, hat gewiß ihr heißes Verlangen und Wünschen, Missionar sein zu dürfen, für die Tat angenommen und ihrer Opferliebe wegen, vielen armen Heiden in den Missionsländern die Gnade der Befehrung geschenkt. Ihre apostolische Gesinnung wird uns so recht offenbar in folgenden Worten: „Es verlangt mich, die Seelen zu belehren und zu erleuchten gleich den Propheten und Kirchenlehrern. Ich möchte die Welt durchheilen, um Deinen Namen, o Gott, zu verkünden und in den Ländern der Heiden und Ungläubigen Dein Kreuz, o mein Vielgeliebter, aufpflanzen. Aber nimmermehr könnte ich mich mit einem einzigen Missionsgebiet begnügen, ich möchte an allen Orten der Welt zugleich das Evangelium verkünden und vordringen bis zu den fernsten Inseln des Ozeans. Ich wünsche Missionar zu sein nicht nur für einige Jahre, sondern es wäre mein heißestes Verlangen, es gewesen zu sein vom Anfange der Welt an durch alle Jahrhunderte und Jahrtausende bis zur Vollendung der Zeiten.“ (Geschichte einer Seele, 11. Kap.). Diesem heißen Wünschen und Verlangen ließ die kleine hl. Theresia aber auch die opfermutige Tat folgen. An einen ins Heidenland abreisenden Missionar schrieb sie: „Ich bin wirklich glücklich, mit Ihnen am Heile der Seelen arbeiten zu dürfen. In dieser Absicht bin ich Karmeliterin geworden. Da ich kein Missionar der Tat sein



kann, will ich durch Liebe und Buße einer sein . . .“ Wie viele Heidenseelen wird wohl die kleine hl. Theresia durch ihr Gebet, durch ihre Opfer und durch ihre Liebe für den Himmel gerettet haben? — Das weiß nur Gott allein. Sie war in der Tat und Wahrheit eine Missionarin, hat apostolisch gewirkt im wahrsten Sinne des Wortes, nicht in der Sonnenglut Afrikas, oder in den Eisgefiliden Alaskas, sondern in der Stille und im Gottesfrieden des Karmel.

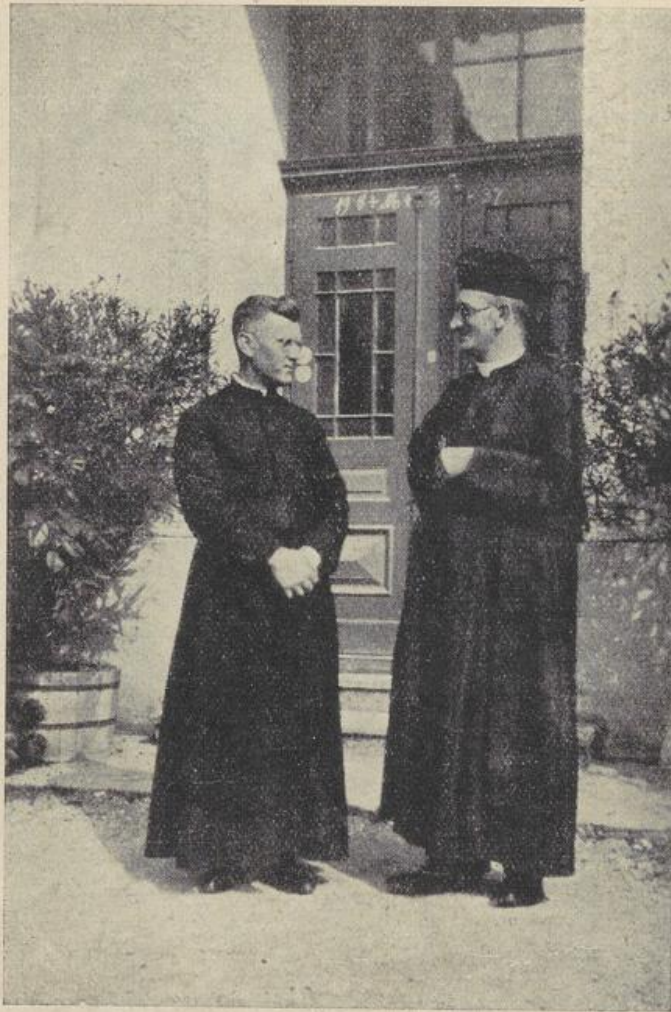
Sehr große Verdienste um die Missionierung der Welt erwarb sich auch die Dienerin Gottes Pauline Paricot, die geniale und edle Gründerin des „Werkes der hl. Glaubensverbreitung.“ Sich selbst ganz vergessend, rief diese gottbegeisterte und opferstarke Seele unter den größten Schwierigkeiten ein Sammelwerk ins Leben, das für das gesamte Missionswesen der kath. Kirche von größter Bedeutung werden u. reichsten Segen und Hilfe für die Missionen bringen sollte. Ohne die tatkräftige Unterstützung des „Werkes der hl. Glaubensverbreitung“ hätten schon viele Missionsstationen nicht gegründet oder nicht aufrechterhalten werden können, hätten unzählige Schulen nicht errichtet, ein Heer von Katecheten und Lehrern nicht bezahlt, viele Kranken- und Waisenhäuser nicht gebaut und wenig Armenapotheken eingerichtet werden können. Erst im Himmel werden wir einmal erfahren, was diese edle, opferstarke Seele mit ihrem großen Werk für die Missionen gewirkt hat. Sie hat sicher von ihrem Herrn und König eine herrliche Apostelkrone dafür erhalten.

Was das „Werk der hl. Glaubensverbreitung“ für die ganze Weltmission ist, das wurde die „St. Petrus Claver-Sodalität“ für die Missionen des ganzen Erdteils Afrika. Sie wurde bekanntlich von der im Rufe der Heiligkeit gestorbenen Gräfin Maria Theresia Ledochowska ins Leben gerufen. Was Kardinal Lavignerie in seinen Londoner Konferenzen in zündender Rede den englischen Frauen schildert — die Greuel der Sklavenjagden, das Elend der Sklaverei und der armen Bewohner Afrikas, erschütterte das edle Herz der jungen Gräfin. Sie entsagte entschlossen dem



Hochw. P. Antonin Kirschner CMM.  
mit seinen kleinen Neffen und Nichten,  
die er zur Kinderschule führt  
Photo: B. Kirschner





P. Otto Grimm (rechts) besuchte im Missionshaus St. Joseph in Reimlingen einen alten Freund

Photo: Br. Lothar, Reimlingen

Hofdienst und wählt von nun an den Missionsdienst, und das trotz aller Opfer, trotz Widerspruch, Verken- nung und Spott. Das glänzende Hofleben als Hofdame bei der Groß- herzogin von Toskana in Salzburg vertauscht sie mit einem armen, aber äußerst tätigen und segensreichen Le- ben im Dienste der af- rikanischen Missionen. Bald wurde die Arbeit für die Frau zu groß. Sie fing deshalb an, „Helferinnen“ um sich zu scharen, großmütige Seelen, die wie sie ihr alles zum Opfer brin- gen wollten, um die Missionen in Afrika durch unermüdliche Arbeit und Opfer zu unterstützen. Papst Leo XIII., dem Gräfin Le- dochoivska am 29. 4. 1894 ihren großen Plan der Gründung der St. Petrus Cla- ver - Sodalität unter- breite, gab seine Gut- heißung. Die St. Pe- trus Claver - Sodali-

tät will nach dem Willen der hochseligen Gründerin alle Katholiken zur Missionshilfe herbeiziehen. Sie zählt Tausende von Förderern und Teil- nehmern, die das Missionswerk in Afrika durch einen bestimmten Beitrag fördern. Ihr Kern aber ist das religiöse Institut der Hilfsmissionarinnen oder Sodalinnen des hl. Petrus Claver. Sie weihen sich Gott im Ordensstand und erfassen den Missionsberuf als Lebensberuf. Sie sind nicht Missions- schwestern, sondern Hilfsmissionarinnen. Sie ziehen nach dem Vorbild der edlen Gründerin nicht selbst nach Afrika, sondern sind Helferinnen aller in Afrika wirkenden kath. Missionsgesellschaften. Durch ihre Zeitschriften, Ka- lender und Flugschriften wecken sie Missionsinteresse in weiten Kreisen, re- gen zu Missionspenden an und versenden sie nach Afrika. Sie verfertigen Paramente und Kirchenwäsche und versenden sie neben vielen anderen nüt- lichen und notwendigen Gegenständen in die Mission. Sie drucken und bin- den Bücher in den Neger Sprachen. So wirkte die Gräfin Maria Theresia Ledochovska mit ihren Gefährtinnen in der Heimat still und verborgen für die Missionen. Sie hat mit diesem opfervollen Hilfswerk dem Missionswerk



vielleicht mehr genügt als viele ihrer Zeitgenossen durch die unmittelbare Tätigkeit im Missionsland. Und was sie begonnen, wird seit ihrem Tode mit gleich großem Eifer und opferbereiter Begeisterung fortgesetzt. Auch heute macht sich die „St. Petrus Claver-Gesellschaft“, diese gottgesegnete Stiftung einer großen Apostelseele, um die Missionierung Afrikas sehr verdient. — —

Das sind nur einige Beispiele dafür, daß auch solche Männer und Frauen, die nicht unmittelbar in den Heidenländern wirken, doch Apostel und Missionare sind, wenn sie in der Heimat nach Gottes Willen ihre Kräfte und Fähigkeiten in den Dienst der Missionen stellen. Wir wollen uns immer daran erinnern, daß es „das Göttlichste des Göttlichen ist, mitzuwirken am Heil der Seelen.“ Deshalb wollen auch wir uns freudig einreihen in die Schar derer, die in der Heimat für das Missionswerk der hl. kath. Kirche viel beten, unermüdlich arbeiten und edelmütig opfern. Dann wird auch uns eine strahlende Apostelkrone zuteil werden.

---

## Mariannhill im Urteil eines modernen Afrikaforschers

Ende November war ich im berühmten Mariannhill, um dort katholische Sozialarbeit zu studieren. Eine Darstellung dieser einzigartigen Missionszentrale auf monastischer Grundlage mit klösterlichen Lebensformen kann ich mir ersparen. Sie ist schon oft beschrieben worden, und eine lebenswahre Darstellung ist doch kaum möglich. —

Die Seele der sozialen Arbeit im Apostol. Vikariat Mariannhill wie in ganz Südafrika ist P. Bernard Huß und P. Baptist Sauter. Ein amerikanischer Schriftsteller schrieb einmal: „Der Wohlstand und das Glück eines Volkes hängt ab von der Zahl der Menschen, die eine eigene Heimstatt haben.“ Auf dieser Grundlage ist die soziale Landpolitik aufgebaut. Man teilte den großen Landbesitz der Mission unter viele Kleinpächter auf. So glaubte man am besten der furchtbaren Landnot des schwarzen Mannes abzuhelfen. Dabei ließ man es nicht beiwenden. Eine Berufsorganisation dieser Kleinbauern wurde gegründet, um die landwirtschaftlichen Methoden zu verbessern, das Land besser auszunützen. Für diesen Farmerverband wie auch die anderen Berufsvereinigungen existiert eine Spar- und Darlehenskasse auf kooperativer Grundlage. Heimarbeit soll der Landflucht vorbeugen. Von den jährlichen sozialen Kursen, die der Erhaltung und Förderung der Sozialarbeit dienen, geht reicher Segen aus übers ganze Land. Ihr Motto ist: Bessere Heime, bessere Felder, bessere Herzen! Sozialwirtschaftliche und religiös-geistige Umwandlungsarbeit vereint haben heute in Südafrika allein Aussicht auf Erfolg.

(Aus dem Buch: „Vom neuen Afrika“ von P. Berthold Kromer C. S. Sp. Verlag L. Schwann, Düsseldorf).

---

Begeistere auch du junge Menschen für das Missionsapostolat!

---



# Auf Missionswanderungen

Von Schw. Thadäus CPS., Ufiomi

Die eigenartigen Verhältnisse unserer Mission Ufiomi mit ihren zerstreut liegenden kleinen und größeren Außenposten bringen es mit sich, daß wir Schwestern von Zeit zu Zeit hinausgehen müssen, um den armen Kranken Hilfe zu bringen. Letzte Woche wanderte ich mit Schwester Philippine nach „Bolsai“, das ungefähr acht Stunden von Ufiomi entfernt ganz in den Bergen liegt. Männer und Frauen sind dort beschäftigt, Steine herbeizutragen für ein Kirchlein; denn das primitive Strohhäuschen steht vor dem Verfall. Es diente zugleich als zeitweilige Wohnung des Missionars und auch noch als Schulraum. Nun ist es höchste Zeit, zuerst eine kleine, würdige Gottesstätte zu errichten. Ein hochbetagtes Mütterlein sandte schon ein Scherflein für diesen Zweck. Ihrem Wunsche gemäß soll da oben die ritterliche Heilige „Johanna von Arc“ zu Ehren kommen. Wir freuen uns über das Gotteshaus in den bergigen Höhen, denn ärmer als hier konnte der liebe Heiland in Bethlehem nicht wohnen.

Es war ein schöner Maientag, als wir beide diesen Bergstieg unternahmen. Das Klima ist fast europäisch; es war sehr kühl, und wir froren förmlich in diesen ungewohnten Höhen. Oft mußte ich staunen über die Bahnbrecher, die diese herrlichen Wege bearbeitet haben, so daß sie selbst schon für Autos befahrbar sind. Wir begegneten vielen Eingeborenen, die festlich geschmückt, behangen mit den verschiedenartigsten Ketten, Korallen und anderem Zierrat, geschniegelt und gepuht sind nach ihrer Art. Der Grund dieses Aufwandes war: „Es ist Somazeit“ (Lanzzeit). Eine schlimmere Zeit, auch für die Christen, kann es nicht geben. Mit aller Gewalt muß man auf der Mission die Mädchen zurückhalten. Die heidnischen Eltern tun alles, damit sie für diese Zeit ihre Kinder der Mission entreißen und dann für immer verschwinden lassen können, was für unsere Tätigkeit ein großes Hemmnis ist. Oft sind es sehr schlechte Länze, die bis zum frühen Morgen dauern. Gewöhnlich enden sie dann mit einem Trinkgelage von einheimischem Bier und den Schlägereien, deren sich unser Waosiomistamm rühmt.

Nun folgt die Beschneidungszeit, während welcher die Mädchen für einen ganzen Monat eingesperrt werden und jeden Tag Unterricht in den heidnischen Sitten und Gebräuchen erhalten. Ist diese Zeit vorbei, so wird eine Ziege geschlachtet und das Mädchen erhält von den Eltern ein Buch. Ist eine Familie ärmer und kann sie dieses alles nicht gleich beschaffen, so muß das Kind solange im Hause sitzen bleiben, bis diese Vorschriften erfüllt sind. Manche lieben diese Tage sehr; denn sie sind während derselben von jeglicher Arbeit dispensiert.

Einige Leute gefellten sich zu uns, als wir den Berg hinaufwallten. Bereits hatten wir die letzte Hügelkette hinter uns, als schon das wohlbekannte Glöcklein von der Mission rief.

„Über die Berge schallt, lieblich durch Flur und Wald,  
Glöcklein, dein Klang!!!!“

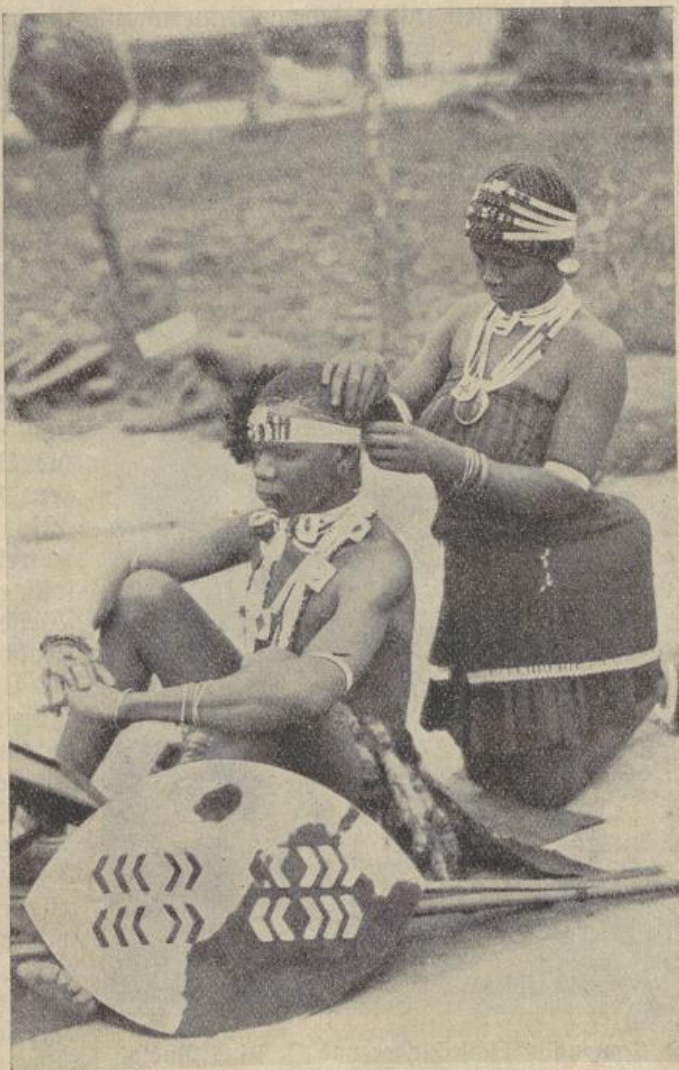
Nun galt es, den Feldaltar zu richten für die hl. Messe. Während dieser Arbeit krochen schon dunkle, in Decken gehüllte Gestalten durch den niedrigen Hütteneingang und füllten rasch und schweigend den Raum, um dem eucharistischen Heiland bei der hl. Messe ihre Liebe zu beweisen. Wohl war



es kalt und unfreundlich in der Kapelle; zwei dünne Kerzlein erhellten ein wenig das Dunkel des Raumes, so daß gerade genug Licht war, um die hl. Messe zu lesen. Bei der hl. Wandlung betete ich innig und bat den lieben Heiland, der die Geschicke der Menschen wie Wasserbäche lenkt, er möge Mitleid haben mit diesem Ufomivolk und diesen Stamm der wahren Kirche zuführen. Nach dem Gottesdienst brachte man uns die Kranken von nah und fern. Da hieß es, die schwache Menschennatur zu überwinden und sich dieser Sammergehalten anzunehmen, von denen viele halb zerfressen sind. Mitunter laufen auch Aussätzige dazwischen, welche wir dann an die Regierung befördern. Es ist eine schöne Arbeit, andern zu helfen, Schmerzen zu lindern, Wunden zu heilen, allen betrübten und armen Menschen beizustehen. Um alles in der Welt möchte ich diese Erlebnisse nicht missen. Alle Mühen und Arbeiten werden von Gott königlich belohnt. Ihm sei inniger Dank gesagt, daß er mich würdigt, an seinem Apolatte teilzunehmen!

Während wir uns mit den leiblich Kranken beschäftigen, arbeitet der Hochw. P. Missionar an den Seelen seiner Katechumenen. Die Ehesch. en der Eingeborenen grenzen oft ans Unglaubliche. Die Unauflöslichkeit der Ehe scheint vielen kein unauflöslicher Knoten zu sein; da muß der Missionar unterrichten, ermahnen und tadeln, ja sogar scharf vorgehen, trennen was schwache Menschen zusammengefügt haben, aber vor Gott getrennt sein muß; und zusammenfügen, was von und vor Gott zusammengefügt war und von Menschen getrennt wurde. Kommt der Missionar nur selten auf die Stationen, so findet er so viele Mißbräuche, besonders in Ehesachen.

Nach getaner Arbeit und kurzem Imbiß schickten wir uns nun an nach Hause



Nobel geht die Welt zugrunde —  
Photo: Mariannhiller Mission

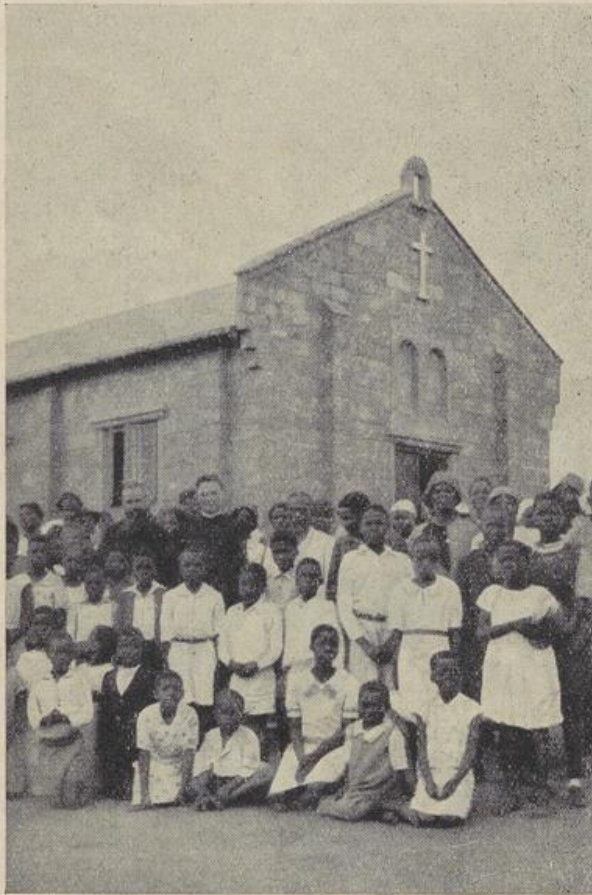


zu gehen; denn die Zeit war schon weit vorgerückt. Leise zirpen die Grillen. Die letzten Glutstrahlen zogen am Horizont hinab, der untergegangenen Sonne nach wie verlorene Schäflein, die ihren Hirten suchen. Schon tauchte der Abendstern am Himmel auf, als von unserem Kirchlein das Abendgeläute ertönte, das der lieben Gottesmutter sein Abesied sang und in leisem Schalle und wunderbarem Echo hinter den Bergen verklang. Wer mag wohl von diesen unwissenden Heiden der lieben Himmelsmutter den Gruß erwidert haben?

## Der Rosenkranz und die Heidenmission

Von P. Joseph Kammerlechner CMM.

Das Beten des Rosenkranzes war in meiner alpbairischen Heimat in den guten alten Zeiten fast in jedem Bauernhause tägliche Übung, und das gehörte zum guten, alten, echt katholischen Geist des biederen, kernkatholischen Landvolkes des Chimgaues. Daß es heutzutage nicht mehr überall so ge-



P. Laurentius Schleißinger und P. Pius Rudloff unter den Schülern der Außenstation St. Henry, Südafrika

Photo: Mariannhiller Mission

halten wir auf den Bauernhöfen dieser Gegend, ist nur ein untrügliches Zeichen für den Rückgang katholischen Glaubenslebens auch in dieser Gegend. Ja, der Rosenkranz kennzeichnet eben den Katholiken als treuen Sohn der Gottesmutter Maria, deshalb kennt eben auch nur das katholische Bekenntnis die Übung des Rosenkranzes. Wenn nun der Heidenmissionar seine Schwarzen zu treuen Katholiken erziehen will, muß er sie notwendiger Weise auch zu treuen Marienkindern machen. So ist die Übung des Betens des Rosenkranzes auch etwas, was notwendig verbunden ist mit dem Glaubensleben unserer Neuchristen in der Heidenmission. So wird der Rosenkranz auch zum untrüglichen Erkennungszeichen unserer Christen unter den vielen Andersgläubigen in den Missionen, denn es sind dort ja leider alle Bekenntnisse vertreten, aber eben nur der Katholik kennt die Mutter Gottes-Verehrung



unter all den Christen der verschiedensten Bekenntnisse, und diese Marienverehrung findet eben ihren Ausdruck im Leben des Christen durch das Rosenkranzgebet.

So kommt es bei uns in Bulawaho oft vor, daß es die einzige Möglichkeit ist, einen Katholiken zu erkennen, wenn er halb bewußtlos ins Krankenhaus eingeliefert wird, wenn er einen Rosenkranz bei sich hat. Man weiß sonst oft nicht, was man mit ihnen anfangen soll, weil auch meistens auf ihrer Krankenkarte und auf ihrer Fiebertafel an der Stelle, wo die Religion stehen sollte, nur der Arbeitgeber des betreffenden Schwarzen geschrieben steht. So weiß man nicht, hat man es mit einem Heiden oder mit einem Katechumenen oder mit einem Protestanten zu tun. Wenn er aber einen Rosenkranz um den Hals trägt, so weiß man dann sofort: hier handelt es sich um einen Katholiken.

So ist es mir einmal passiert, daß ein neuer Kranker im Krankenhaus lag, der so halb und halb bewußtlos war. Ich konnte mich mit ihm so viel wie garnicht verständigen. Da er wohl nicht unmittelbar in Todesgefahr war, wenn auch allem Anschein nach ein Todeskandidat, so wollte ich vorläufig noch nichts tun, da ich ja garnicht wußte, mit wem ich es zu tun hatte. Da aber sagte mir einer von den Wärtern, daß er einen Rosenkranz bei dem Kranken gesehen habe als man ihn einlieferte. Als ich dann selber seinen Rosenkranz unter dem Kopfkissen fand, da wußte ich, daß ich es mit einem Katholiken zu tun hatte. Obwohl der Kranke fast nicht mehr sprechen konnte, empfing er doch noch die hl. Sakramente. Und wer hat ihm dazu verholfen? Sein Rosenkranz.

Ein anderer Fall. Ein neuer Kranker war eingeliefert worden. Ich versuchte, mich mit ihm zu verständigen. Er redete allerhand wirres Zeug daher und man konnte nicht recht aus ihm klug werden. Ich wußte nicht recht, ob ich es nicht am Ende mit einem Anglikaner zu tun hatte. Er nannte zwar eine katholische Missionsstation, wo er unterrichtet worden sein wollte, aber seine sonstigen Angaben waren durchaus unklar. Da aber brachte er mir einen Beweis, der allen Zweifel zerstörte: der Mann hatte einen Rosenkranz. Er wurde dann natürlich auch mit den hl. Sakramenten versehen und starb dann auch schon nach einigen Tagen. So läßt die Gottesmutter ihre Verehrer nicht ohne die hl. Sakramente sterben. Es ist bei uns in Bulawaho nun interessant, daß auch der Rosenkranz je nach dem Stamm, einer gewissen Mode unterworfen ist. Wenn da eine Sendung von Rosenkränzen kommt, so könnte man nach dem materiellen Wert derselben, auch noch nach dem Geschmack der Stämme eine Einteilung machen. Da sind einmal die vier verschiedenen Stämme des Makalangastammes aus dem Masihonalande, diese wollen ganz kleine Rosenkränze haben, Kinderrosenkränze, die man kaum sieht. Dann folgen die Mabembas, die recht große Rosenkränze haben wollen, weil sie meinen, am Rosenkranz sehe man in erster Linie den guten Christen. Dann sind wieder viele da, die einen recht starken Rosenkranz haben wollen. Dazu zählen ganz besonders die Mütter, weil eben der Sprößling, den sie ständig auf dem Rücken tragen, nur zu gerne am Rosenkranz, den die Mama ja um den Hals trägt, seine Kraftproben macht. Geht dann der Rosenkranz in Stücke, so kommen sie zum Missionar und beschweren sich, daß der Rosenkranz nicht stark genug gewesen sei und erwarten, daß man diesen vergewaltigten Rosenkranz für einen neuen umtausche. Manche kommen auch und wollen ihren alten Rosenkranz gegen einen neuen umtauschen, obwohl sie sich über die Güte des alten durchaus nicht beschweren können. Da, es braucht schon gute Rosen-



fränze, wenn man bedenkt, wie schon angedeutet, daß der Rosenkranz ständig um den Hals getragen wird, da vielfach ihren Kleidern die Taschen fehlen. Umgekehrt aber ist gerade das auch wieder ein schönes Bekenntnis ihrer katholischen Religion, da sie durch dieses offene Tragen ihrer Rosenkränze sich sofort als Katholiken erkenntlich machen.

So wollen wir nur beten, daß dieser Mariendienst unserer schwarzen Christen nicht nur äußerer Mariendienst bleibt, sondern daß sie durch ihre Marienverehrung auch zum wahren, eigentlichen Mariendienst kommen, zur Bewahrung der christlichen Keuschheit in und außer der Ehe. Um das wollen wir recht fleißig beten zu Maria, der Königin der Jungfrauen.

---

## Einer, der sich nichts sagen lassen wollte, kam zur Einsicht durch Blutvergießen

Von P. Odo Ripp CMM.

Es gibt wohl kein Volk auf Gottes Erdboden, das nicht seine bitteren Erfahrungen, die meistens gemacht werden wegen Mangel an Belehrung, in irgendeiner sprichwörtlichen Form zum Ausdruck brächte. Die Bantu-leute kleiden diese derbe Wahrheit in folgenden Spruch: „Einer, der sich nichts sagen lassen wollte, kam zur Einsicht durch Blutvergießen.“ Ein Mensch, der sich nicht raten lassen will, heißt ein isalakutshelwa oder ihlong-andlebe. Diese zusammengesetzten Worte bedeuten: „Einer, der sich weigert, beraten zu werden, oder einer, dem es an Ohren gebricht.“ Nun, solche Leute gibt es überall in jedem Alter und Stande. Für jeden so gearteten Menschen hat dieser sein Fehler viel Schaden im Gefolge. Ratenlassen muß sich jeder Mensch, weil es so der geoffenbarte Wille Gottes ist, der durch viele Schriftstellen bestätigt wird. Alle bedürfen des Rates, weil niemand ein Monopol des Hl. Geistes für sich allein in Anspruch nehmen kann. „Frage gern und höre schweigend, was die Heiligen sagen und habe dein Gefallen an den Aussprüchen der Alten, denn sie werden nicht ohne Ursache vorgetragen“, heißt es in der Nachfolge Christi, Buch I, Kap. 5. Vorab sind diese geistig Schwerhörigen zahlreich in den Reihen der unerfahrenen Jugend, die stolz auf ihre Kraft, ihre Bildung usw. vertrauend, glauben, jeder Belehrung von Seiten der Eltern und lebenserfahrenen Mitmenschen entraten zu können. Was ist oft der tiefere Grund dieser ablehnenden Einstellung? Vielfach ist es neben anderen Ursachen die Besorgnis, daß der gute Rat so manchen Wunsch und Willen des zu Beratenden durchkreuzt. Wie der Lateiner sagt, wird jeder Mensch von seiner eigenen Begierde gezogen, jeder versteift sich auf seine eigene Einsicht. Doch oft ist diese Begierde allzu naturhaft, die Einsicht recht blöde und irreführend. Diese Weigerung, sich etwas sagen zu lassen, ist übrigens ein Erbübel der ganzen Menschheit. Dort im Paradiese sehen wir die Stammeltern, die sich nichts sagen ließen von Gott, dem besten Ratgeber. Die dafür über sie verhängte Strafe des Verlustes so mancher herrlichen Gaben ist das traurige Erbe, das sie ihren Nachkommen hinterlassen konnten. Seitdem unterliegt jede Seele ganz bedenklich dem Geseze der Trägheit, folgt gern der Linie des geringeren Widerstandes. Jedes einzelne Lebensschifflein beschwert ein Gewicht, das es leicht zum Kentern bringt. Die Behauptung des eigenen Willens findet sich schon beim Kinde, in weit ausgesprochener





Ein Brief an die Eltern — eine Angelegenheit, die alle interessiert  
 Photo: Mariannhiller Mission

Weise aber bei der Jugend während der Sturm- und Drangperiode ihres Lebens. Da erscheinen wenig gute Schwimmer im ungeheuren Strudel. Gar viele gehen in die Irre, gehen zu Grunde, getrieben von dieser oder jener Leidenschaft. Guten Rat will man nicht, die angepriesenen, vom himmlischen Arzt verschriebenen Heilmittel läßt man unbenützt. Was Wunder, wenn man ins Verderben treibt und fürs Leben unglücklich wird.

Solche betäubende Erfahrungen werden unter allen Himmelsstrichen gemacht und finden sich nicht weniger in der heißen Zone. Rat lehnt man am meisten ab gerade in einer der wichtigsten Lebensfragen, wenn es eben sich darum handelt, mit wem der junge Mensch ein glückliches christliches Familienheim gründen soll. Ist doch die Familie die Keimzelle für Kirche und Staat, denen sie ihre besten Nutzen entnehmen soll. Ist diese lebenspendende Quelle irgendwie getrübt, ist es für die Betreffenden ein Unglück und ein großer Schaden für das Reich Gottes hinieden. Welch Kummer und Herzbrechen da manche junge Leute ihren Eltern machen, geht hervor aus manchen Klagen und Drohungen, die besorgte Mütter gegen ihre allzu heiratsflüchtigen Töchter vorbringen: „Nur langsam, mein Kind, die Ehe ist ein Bezähmer der Ausgelassenen.“ „Die Ehe ist ein Kündiger der Freiheit.“ „Gib wohl acht beim Fällen des Baumes, d. h. sei vorsichtig in deiner Wahl.“ Läßt sich das Mütchen nicht fühlen, so werden andere wenig Gutes verheißende Perspektiven aufgerollt. „Du wirst sehen, du kommst zum Schinder, da wirst du den Gurt deines Lederrockes schon enger schnüren.“ Doch hier wie anderwärts sind solch gutgemeinte Beratungen in den Wind gesprochen. Die blinde Liebe will es auf die Probe ankommen lassen. Auf Gedeih und Verderb segelt man leichten Herzens in den ersehnten Ehehafen. Sollten da auch nicht lauter Rosen blühen, der Vorsatz steht fest, alles, was da kommen wird, heldenmütig mit seinem Gespan zu tragen. Denn des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Allein dem fehlt die Verheißung dauernden Glückes. Tritt die Ernüchterung ein,



sieht man zu seiner Enttäuschung die üblen Folgen des verbohrten Eigenwillens eintreten, dann erbettelt man sich Trost bei vermeinten Freunden. Doch ist es zu spät. Heimlich denken und sagen sich die Leute: „So wie man sich bettet, so liegt man.“ „Was man gepflügt und gesät, das erntet man.“ Jetzt heißt es aus der Not eine Tugend machen und am Ehejoch so gut ziehen als es eben geht.“ „Isalakutshelwa sabona ngomopo“, sagten unsere Väter. „Einer, der sich weigert, beraten zu werden, kam zur Einsicht durch Blutvergießen.“

Jedwelche Leidenschaft ist nun ein schlechter Berater, und in wessen Herz steckt nicht irgendein Quantum dieser oder jener Leidenschaft? Wer ist so vollkommen, daß seine Tugend nicht da oder dort eine kleine Kerbe aufweist? Diese Frage möge jeder Leser aufmerksam erwägen beim Lesen folgender Stelle: „Wer weis es nicht, daß selbst anerkannt hochgesinnte und gottesfürchtige Männer, deren Andenken heilig geachtet wird, in einzelnen Dingen von Vorurteilen und Mißverständnissen irre geleitet werden? Die Anlässe, die unsere Leidenschaften aufregen und den Geist aus der ruhigen Verfassung bringen, sind so vielfach und dabei so unerwartet; die Kenntnisse, die wir von vielen Dingen zu besitzen meinen, haben so oft nur im Hörensagen ihren seichten Grund, und wir lassen von leeren Meinungen, vorgefaßten Urteilen, Launen, Stimmungen und Antipathien so leicht uns zur Ubereilung hinreißen, daß wir darüber nur allzu oft der evangelischen Vorschriften vergessen und selbst in den klarsten und anschaulichsten Verhältnissen des guten Rates von außen nicht wohl entbehren können. Wer ist besonnen und fest genug, sich ihn selber zu geben oder einige Augenblicke zu warten, bis das Rechte seinem Geiste sich darstellen werde?“

## Mota Sahab

Von Erlebnis zu Erlebnis im Wunderland Indien  
Von Johann Baptist Müller S. J. — Herderverlag, Freiburg (Fortf.)

Daß größere Schlangen auch auf Menschen einen ähnlichen hypnotischen Einfluß haben können, ersah ich einige Wochen nach meiner obigen Erfahrung aus einem Zeitungsbericht von einem Forscher am Almazonenstrom, dessen drei eingeborene Begleiter durch den Blick einer zusammengeringelten Riesenschlange hypnotisiert wurden und wie gelähmt vor ihr stehen blieben, bis der hinzukommende Forscher die Schlange erschoss und die drei wieder aufweckte.

Was aber schon auch ein ganz dünnes Schlangelchen zu leisten vermag, hatte ich ein anderes Mal zu beobachten die Gelegenheit. In der brüllend-heißen Mittagszeit im Monat Mai, wenn ringsum unablässig nur der schrille, betäubende Birpgefang der Zifaden ertönt, glaubte ich einmal, eine besonders laut singende Zifade in meiner nächsten Nähe zu haben. Der scharfe, durchdringende Ton schien mir von einem dicht bei meiner Hinterveranda stehenden Tamarindenbaume zu kommen.

Ich besah mir genau den Stamm und die unteren Äste, von einer Zifade war jedoch nichts zu sehen. Wohl sah ich da etwas anderes, was meine ganze Aufmerksamkeit auf sich zog. Und das war ein knallrotes Chamäleon, das auf dem untersten Aste nahe beim Stamme saß und am ganzen Leibe zitterte. Es war ungefähr zwei Fuß lang. Die Chamäleone haben die Fähigkeit, ihre Farbe zu verändern. Sie werden ganz rot, wenn sie in großer Angst oder Wut sind. Daher fragte ich mich: „Was ist denn mit dem armen Schelm los, daß er sich in den feuerroten Anzug geworfen hat und so zittert? Es ist doch gar nichts, weder Mensch, noch Kage oder Hund hier herum, das ihn so aufregen könnte!“ Ich war natürlich auf eine Erklärung sehr gespannt und paßte auf. Ich brauchte nicht lange warten, da kam hinter dem Stamme ein ganz dünnes und spitzes Köpfchen eines grasgrünen, ganz dünnen Schlangelchens zum Vorschein, das sich langsam dem Chamäleon näherte. Der



Blick dieser kleinen Schlange war also die Ursache, daß das Chamäleon so rot wurde und zitterte und vom Schrecken so gelähmt war, daß es nicht mehr von der Stelle konnte. Armes Tier, nun bist du verloren!

Wie das Schlingelchen mit seiner Schnauze dicht vor dem Chamäleon war, blähte es seinen Hals auf, wie man ein dünnes Gummibläschen aufbläst, und biß in den Kopf seines Opfers hinein. Aber, um des Himmels willen, dachte ich, wie will das dünne Ding diese schwere Eidechse mit dem besonders dicken und gedrunge- nen Vorderkörper in sich hineinkriegen? Es schien mir unglaublich. Und doch! Bei der fabelhaften Dehnbarkeit des Mundwerkes und des Halses gelang es dem Schlingel- chen, das vielmal dickere Chamäleon zu verschlingen. Mit seinen nach innen ge- kehrten Zähnen zog es unter vielem Hin- und -her -winden-und-drehen-und-würgen Linie um Linie den ganzen schweren Leib des Chamäleons in sich hinein. Der Kopf verschwand, der Rumpf verschwand, und endlich, nach langem Würgen, war auch der lange Schwanz verschwunden. Dann leckte es sich ein paar Mal in sichtbarer Zufriedenheit mit seinem Züngelchen die spitze Schnauze und ließ sich hinunterfal- len. Die Umrisse des verschlungenen Cha- mäleons waren in dem dünnen Schlingel- chen deutlich sichtbar. — Das war wahr- haftig eine volle Mahlzeit! Nun brauchte es keine andere mehr. Ich hob das satte Tierlein auf und ließ ihm in einem Glas- faßten einige Wochen lang Zeit zur ge- segneten Verdauung. Dann wurde es in Spi- ritus getan und unserer Schlangensamm- lung im Museum des Kollegs in Bombay beigelegt.

Nicht weniger interessant als das un- glaubliche Schlingvermögen der Schlan- gen ist auch ihr großes Atmungsvermögen. Dies konnte ich früher einmal zu Khan- dallia im westlichen Hochgebirge feststellen. Es war gerade in den ersten Tagen nach der Regenzeit, anfangs Oktober, wenn die ganze grandiose Gebirgswelt in frischer Frühlingsherrlichkeit dasteht und ringsum die Wasserfälle von den Felsen rauschen. Wir Professoren von Bombay brachten die erste Oktoberwoche zur Erholung da droben auf unserem Landhause zu. — Als ich eines Abends beim Schein der Lampe an meinem Tische saß und zu- fällig zur offenen Tür hinausschaute, sah ich etwas Glänzendes unten an meiner Tür vorbeiziehen. Rasch erfaßte ich mei- ne Lampe und lief hin, um zu sehen, was das war. Es war eine lange Schlange, die am Hause entlang lief und am Ende der Vorderwand um die Ecke unter einem Haufen von Dachziegeln, der gegen die Giebelwand aufgebaut war, hineinbog.

Ich rief meinen Zimmernachbarn und sag- te ihm:

„Bringen Sie schnell Ihre Lampe und stellen Sie sich gütigst auf die andere Sei- te des Ziegelhaufens. Hier ist gerade eine Schlange hineingetrochen. Die möchte ich haben. Passen Sie auf, daß sie drüben nicht herauskommt!“ — Ich stellte meine Lampe auf die Verandamauer, holte mir eine Kordel und rief dem Koche in der an- stoßenden Küche zu, rasch einen Eimer hei- ßen Wassers zu bringen. Dieser kam so- gleich herbei. Solwie ich mich an die Kante von Giebel- und Vorderwand postiert hat- te, sagte ich dem Koch: „Jetzt gieße das heiße Wasser oben über die Mitte des Haufens an der Wand!“ Nun wurde es der Schlange da unten sehr ungemütlich, und gleich erschien auch schon ihr Kopf unten an der Kante. Schnell fuhr ich mit der rechten Hand dieser entlang, packte die Schlange fest hinter dem Kopfe und suchte sie herauszuziehen. Aber es ging nicht. Die Schlange klemmte sich mit ihren Rip- pen gegen Wand und Ziegel. Da setzte ich meine linke Hand hinter die rechte, stemm- te meinen Fuß gegen die Wand und zog aus Leibeskräften. Die Schlange aber hielt stand, so daß ich beinahe fürchtete, ihr den Kopf abzureißen. Endlich gab sie dem überstarken Zug nach, und bald hatte ich sie ganz draußen. Es war eine gewöhnliche Felsenschlange von beinahe vier Meter Länge. Während ich die Schlange hielt, band mein Konfrater die Kordel um ihren Hals dicht hinter dem Kopfe so fest, daß sie das Maul weit aufsperrte und die Zün- ge herunterhängen ließ. Dann legte ich sie in eine leere blecherne Petroleumkiste und stellte diese in ein leeres Zimmerchen in der Studentenbaracke.

Nach zwei Tagen sagte ich meinem Nachbarn: „Mein lieber Schorsch, wir wollen jetzt einmal sehen, ob die Schlange noch lebt.“ Der aber lachte mich aus und sagte:

„Was? Die noch leben? Was fällt Ihnen ein? Die hatte ja absolut keine Lust mehr und war am Abend vor zwei Tagen schon tot und gab kein Lebenszeichen mehr von sich. Wenn unsereinem der Hals auch nur halb so fest zugezogen würde, dann wäre er erledigt. Sie werden sehen, die ist eher schon in Verwesung als lebendig!“

Ich nahm also die Kiste heraus und schüttete die Schlange auf die Steinplatten der Veranda. Vollständig regungslos lag sie da und war ganz naß. Die Augen stan- den wie zwei weiße Körnchen vor den Sof- feln. Die Kordel war ganz verschwunden und saß tief im Fleische. Den Kopf der Schlange emporhebend, versuchte ich mit einem scharfen Federmesser die Kordel auf- zuritzen. Endlich konnte ich dieselbe aus ihrer tiefen Lage herausziehen, und da ab-



solot keine Spur von Leben an der Schlange sichtbar war, ließ ich sie als tote Masse auf den Boden fallen.

„Sie haben recht“, gestand ich meinem Mitbruder, „die Schlange ist maustot. Die konnte unmöglich so lange leben. Ihr Hals war viel zu fest eingeschnürt. Da mußte ja alle Atmung aufhören. Aber das eine Gute hat das Experiment doch gehabt: es ist eine Schlange weniger in der Welt!“

Noch kaum hatte ich das letzte Wort gesprochen, da sah ich zu meinem allergrößten Staunen, daß die Schlange „leiche“ neben mir auf dem Boden verschwunden war. Aber die niedrige Mauer der Veranda schauend, sah ich sie draußen davonlaufen. Mein Mitbruder lief ihr mit einer am nächsten Baume stehenden Stange nach, und es gelang ihm noch, sie totzuschlagen. Nun wußte auch er vor Staunen kaum mehr, was er sagen sollte.

„Wer hätte das gedacht“, bemerkte er, „daß in dieser regungslosen Masse auch nur ein Fünkchen Leben gewesen wäre? Nach zwei Tagen und drei Nächten mit solcher Einschnürung noch zu leben, — wer hätte das für möglich gehalten? Und dann, kaum zwei Minuten nach der Lösung unserer Kordel schon davontreiben, als ob nichts geschehen wäre, — ja, das ist fabelhaft!“

„Allerdings“, entgegnete ich, „wenn mir das einer erzählt hätte, würde ich ihn für einen Aufschneider gehalten haben. Aber aus dem eben Erlebten geht klar hervor, wie enorm das Atmungsvermögen der Schlange ist.“

Schon öfters hatte ich von Eingeborenen gehört, daß es in Indien ein ganz wunderbares Tier gebe, nämlich eine Schlange mit zwei Köpfen. Auf die Frage, ob sie selbst mit eigenen Augen jemals eine solche gesehen hätten, erhielt ich immer zur Antwort: „Nein, Sahib, das nicht, — aber es gibt eine solche, und sie ist sehr selten.“ Es gibt eben nichts so Ungereimtes und Unmögliches, was der Indier nicht glaubt, ja, je ungereimter und unmöglicher etwas ist, desto fester glaubt er daran.

Nun war ich aber doch begierig, einmal eine zweiköpfig scheinende Schlange — denn nur um eine solche konnte es sich handeln — zu sehen zu bekommen. In der Tat traf ich eines Tages eine solche auf freiem Felde. Sie war von erdbrauner Farbe, ungefähr eineinviertel Meter lang, so dick wie das Armchen eines Kindes, und lag zwischen ein paar Erdschollen. Sie sah aus wie ein dicker brauner Stock, der an beiden Enden schräg abgehauen ist, und es war wahrhaftig schwer zu sagen, welches Ende der Kopf war. So konnte ein Indier wirklich auf den Gedanken kommen, diese Schlange habe zwei Köpfe. Es sollte sich jedoch bald zeigen, an welchem Ende

der Kopf der Schlange war, und auch daß sie nur einen Kopf hatte. Sobald ich nämlich mit meinem dicken Spazierstock dem einen Ende der Schlange nahe kam, verbarg sie es blizschnell unter ihrem Leibe, und so sehr ich mich auch anstrengte, mit meinem Stock den Kopf aus seiner Lage unter dem Leibe herauszudrängen, gelang es mir doch nicht. So krampfhaft preßte die Schlange ihren Leib auf den Kopf, um ihn zu schützen.

Da fiel mir das Wort des Herrn ein: „Seid klug wie die Schlangen“ (Matth. 10, 16), denn hier sah ich mit eigenen Augen, wie die Schlange lieber den ganzen Leib als den Hauptteil des Leibes, den Kopf, der Gefahr aussetzt. — Darauf besah ich mir genau das andere Ende der Schlange. Aber da war absolut kein Merkmal eines Kopfes zu sehen, und selbst gegen direkte Berührung war es indifferent. Somit wußte ich Bescheid, was es mit der zweiköpfigen Schlange für eine Bewandnis habe.

Wenn auch die Schlangen, giftige wie harmlose, manch Ungeziefer wegessen, so scheint doch dieser Nutzen nicht so bedeutend im Vergleich mit der Gefahr und dem Unbehagen, das sie für die Menschen bedeuten. Es wäre daher eine wahre Wohltat für das ganze Land, wenn jede Schlange, wo immer sie sich zeigt, mit Schußwaffe oder Stock getötet würde.

In diesem Punkte sind die Affen viel radikaler als die Menschen. So hilflos sie im ganzen gegen die Schlangen sind, so machen sie ihnen doch den Garau, wo sie nur können. Und wie raffiniert tun sie das!

Da die Schlangen besonders den jungen zarten Affen nachstellen und sie mit Vorliebe verpeisen, so hegen die älteren Affen einen grimmigen, tödlichen Haß gegen die Schlangen und sinnen Tod und Verderben gegen sie.

Wenn daher ein Affe, meinetwegen von einem Baume, beobachtet, wie eine Schlange sich im Schatten eines Baumes oder Strauches zusammenringelt, um ein Schläfchen zu machen, dann paßt er genau auf. Langsam klettert er vom Baume herunter, läßt die Schlange nicht mehr aus seinen Augen und wartet, bis sie sich nicht mehr regt. Dann macht er einen fähnen Satz, und mit sicherem Griff packt er die Schlange hinter dem Kopf, — und was der Affe einmal gepackt hat, das läßt er nicht mehr los, — hält sie von sich und trägt sie triumphierend zu einem Stein oder einer Stelle, wo der Boden hart oder steinig ist. Dort setzt er sich hin, dreht den Kopf der Schlange nach unten und reibt ihn mächtig auf dem Stein oder dem harten Boden, denn er will den ganzen Kopf abreiben. Alles nämlich, was der Affe mit den Zähnen nicht bewältigen kann,





Hauskapelle in Köln a. Rh.

Photo: Br. Desiderius, Köln

zerreißt oder zerkleinert er bekanntermaßen auf hartem Boden. Von Zeit zu Zeit besieht er sich den Kopf der Schlange. Solange noch etwas von ihm da ist, dreht er ihn wieder nach unten und reißt mutig und unverdrossen weiter, bis rein nichts mehr von ihm da ist, dann wirft er den Leib mit einem Blick der Verachtung weit von sich. Jetzt ist er sicher: diese Schlange frißt kein liebes Affchen mehr!

Dem stärkeren Menschen aber möchte er zurufen: „Siehe, so macht man das! Gehe hin und tue desgleichen!“ — Der aber wird das schön bleiben lassen!

## 21. Im Bann der „heiligen“ Affen

Diese Tiere sind zwar nicht gefährlich, aber wegen ihrer Zudringlichkeit und Frechheit können sie doch sehr lästig werden und sind eine wahre Plage für die Bevölkerung. In den Augen der Hindus sind nämlich die Affen die heiligsten Tiere, eine Art Halbgötter. Sie verehren dieselben deshalb auch als solche, füttern sie, stören sie in ihrem tollen Treiben nicht und lassen sie machen, was sie wollen. Diese abgöttische Affenverehrung ist seit undenklichen Zeiten über ganz Indien verbreitet. Besonders bei den Verehrern des Gottes

Wischnu spielt sie eine große Rolle. Dieser Gott ließ sich nach der Sage in der Welt als Sohn des Königs Dascharatha unter den Namen Rama gebären und wurde ein großer Held und Abenteurer, dessen Heldentaten in dem berühmten Epos Ramahana gefeiert werden. Nun ließ sich auch die Gemahlin Wischnus, die Göttin Lakschmi, in der Welt als Königstochter Sita wiedergebären. Auf seinen Heldenzügen trifft Rama in einer Königstadt diese Prinzessin Sita, gewinnt ihre Liebe und erhält sie zur Gemahlin. Unglücklicherweise aber wurde Sita von Rawana, dem König der bösen Geister (Raschas), geraubt und nach dessen Reiche Lanka oder Ceylon entführt und gefangen gehalten. Rama war darob sehr betrübt und in hellster Verlegenheit. Um jeden Preis wollte er seine Sita wieder haben. Aber wie sollte er sie dem gewaltigen Riesen Rawana entreißen? Er wandte sich an alle Götter um Hilfe. Diese aber waren für ein so gefährliches Unternehmen nicht zu haben. Rama durchstreifte die Wälder Indiens, um Hanuman, den König der Affen, für die Befreiung Sitas zu gewinnen. Nachdem er ihn gefunden, klagt er ihm sein Leid und bittet ihn, mit seinem Affenheere nach Lanka zu ziehen und Sita



den Ratschasas zu entreißen. Zum Lohne für diese Rettungstat werde er dann mit allen Affen unter die Götter erhoben werden. Hanuman ließ sich das nicht zweimal sagen und entgegnete entschlossen: „Machen wir!“

Sofort trommelte er überall die Affen zusammen und eröffnete ihnen seinen Plan und den herrlichen Lohn. Darob grenzenlose Begeisterung im Affenheer. Nun zog er mit ihnen nach Süden gegen Lanka. An der Südspitze Indiens angekommen, sieht er aber zu seinem Schrecken, daß eine Meerstraße Indien von Lanka trennt. Was nun machen? Schwimmen können ja die Affen nicht. Da muß eine Brücke gebaut werden. Schleunigst holen die Affen einige Berge vom Himalaya herunter und werfen sie bis nach Ceylon hinüber in die Meerenge. Die Felsenbrücke war somit fertig. Nun ging's los. Das ganze unübersehbare geschwänzte Affenheer, mit seinem Führer Hanuman und Rama an der Spitze, stürmte jetzt wie ein entfesselter Orkan nach Lanka hinüber. In siegreicher Schlacht wurden die Ratschasas aufs Haupt geschlagen. Sita aber, die arme Dulderin, wurde aus ihrer Haft befreit und an der Seite ihres glücklichen Gemahls Rama im Triumph nach ihrer Heimat Indien zurückgeführt. Mit Tränen tiefster Rührung im Auge trat Rama zum siegreichen Affenkönig hin, klopfte ihm auf die Schulter und sagte ihm: Hanuman, Prachtkerl, das hast du gut gemacht! Dafür bist du auch von nun an mit all den Deinen unter die Götter versetzt! — Und seitdem werden alle Affen in Indien als Götter verehrt.

Hanuman ist der Lieblingsgott des ganzen Volkes geworden. Zahllose Tempel wurden ihm erbaut. Sein Bildnis prangt in allen Heiligtümern und an vielen öffentlichen Plätzen. Mit hohem Stolz tragen viele Jüngens seinen Namen. Die Hindu-bücher sind voll von den wunderbarsten Affengeschichten, und jedes Hinduherz schlägt höher, wenn es von all den Heldentaten der Affen hört. Daher sind die Affen auch in ganz Indien gern gesehen und werden verehrt, beschützt und reichlich mit Speiseopfern bedacht, so daß wohl kaum auf der ganzen Welt ein Wesen so sorgenlos und glücklich lebt wie der Affe in Indien!

Durch diese grenzenlose Duldung und abgöttische Behandlung und Pflege konnten sich die Affen ungestört vermehren und sind nun wegen ihrer Menge, die sich trotz ihrer unersättlichen Freß- und Raublust und Zerstörungswut ungestraft alles erlauben darf, zu einer wahren Landplage geworden.

Dreist kommen die geschwänzten Gäste in die Basare der Städte und Dörfer und

besuchen dort die Läden mit Früchten und Backwerk. Und da die Läden nach der Straße hin offen und die Waren ganz vorn auf Tischen und Brettern frei ausgestellt sind, so können sie gleich zugreifen, nehmen sich, was ihnen schmeckt, freffen sich satt und stopfen sich dazu noch die Kehltaschen voll und hupfen dann davon. Kein Hinduberkäufer denkt daran, sie in ihrer Nascherei zu stören; und ist der Verkäufer ein Mohammedaner, so wagt dieser der Hindu wegen es nicht, die heiligen Freßsäcke und Räuber wegzutreiben.

Geht eine Frau mit einem offenen Korb voll Früchten oder Backwerk auf dem Kopfe daher, und hat ein Affe Appetit nach ihren Waren, so betrachtet sie es als eine Ehre, wenn dieser Schwanzgott mit einem Sage auf den Korb springt und sich nimmt, was ihm beliebt.

Ganz gefährlich werden die Affen den Frucht- und Obstgärten. Haben sie herausgefunden, daß ein Baum reifes Obst trägt, so fallen sie gemeinschaftlich drüber her und ersparen dem Eigentümer sowohl das Abpflücken als auch das Verzehren. Deshalb sieht man sich genötigt, große Netze über die Bäume und Sträucher zu spannen, um so die Früchte gegen die Affen wie gegen die Fledermäuse zu schützen.

Sehen die Affen vom Baume her irgendwo ein offenes Zimmer, in dem sich gerade niemand aufhält, so dauert es nicht lange, so sind sie auch schon drin und mustern alles aus, ob etwas Eßbares da ist. Finden sie solches nicht, dann verderben sie alles, was ihnen in die Hände kommt. Steht da etwa ein loser Handspiegel auf einem Waschtische, so geht es dem besonders schlecht. Da er glänzt, nehmen sie ihn gleich in die Hände. Nun sehen sie ihr eigenes Affenbild in demselben, und, in der Meinung, es sei ein anderer Affe, suchen sie ihm beizukommen. Weil ihnen aber das nicht gelingt werfen sie den Spiegel schließlich auf den Boden, so daß dieser mit Spiegelscherben bedeckt ist, aus denen ihnen ebensoviele Affen entgegengrinsen, als es Scherben sind. Da wird es ihnen zu unheimlich, und sie machen sich schleunigst davon.

Als ich einmal im Kolleg zu Bombay eines Sonntagmorgens nach dem Frühstück auf mein Zimmer im obersten Stock ging, hupfte gerade ein Affe zum Fenster hinaus, blieb einen Augenblick in der breiten Dachrinne sitzen und sprang, als ich auf ihn zukam, auf den nächsten Baum hinunter. Auf der Suche nach Eßwaren hatte er alles durcheinander geworfen. Ich war nur froh, daß er mit meinem Tintensaß keinen Unfug getrieben hatte. Um so mehr hatte er sich mit einer alten Brille, die auf dem Tische lag, beschäftigt. Sie hatte in seinen Händen aufgehört, Brille



zu sein. Sie war ganz verbogen und zerbrochen, und ein Augenglas fehlte. Das hatte er wahrscheinlich mitgenommen, um auch einmal mit Monofel aufzutreten.

Worauf die Affen ganz besonders veressen sind, sind Maiskörner. Wo sie die nur wittern, sind sie gleich bei der Hand. Diese Leidenschaft nützen feindselige Hindus manchmal aus, um ihrem Nachbarn einen Schabernack zu spielen, besonders kurz vor der Regenzeit. Sind zur Mittagszeit, wo alles in der Nähe sich dem Mittagschlaf hingibt, Affen auf den benachbarten Bäumen herum, dann wirft der Schadenstifter eine Handvoll Maiskörner auf das Ziegeldach seines Nachbarn. Sobald die Affen das Prasseln der Körner hören, sind sie im Nu auf dem Ziegeldache und suchen nach den Körnern zwischen den Ziegeln. Dabei reißen sie alle Ziegel auf, bis sie jedes Körnchen gefunden haben. Der betrübte Nachbar muß nun das aufgerissene Dach neu decken lassen. Und weil es zu dieser Zeit sehr schwer ist, Dachdecker zu bekommen, die gerade jetzt mehr als genug Arbeit haben, so kann es passieren, daß ihm der Regen ins Haus hinein kommt und ihm vieles beschädigt. Dazu muß er auch noch die Kosten des Dachdeckens tragen.

Wegen des vielfachen Schadens, den die Affen verursachen, und auch wegen ihrer Frechheit und Lästigkeit könnte man leicht versucht sein, sie unschädlich zu machen und zu töten. Allein das hat seine Schwierigkeiten. Schießt man nämlich ein so heiliges Tier, eine Hindu-Gottheit, über den Haufen, so läßt sich das schwer geheimhalten. Sobald es aber den Hindus zu Ohren kommt, ist der Kuckuck los. Dann ruhen sie nicht, bis das Verbrechen gesühnt ist. Jedenfalls ist ein Verbleiben in ihrer Nähe unmöglich. — Aber auch, wenn ein Bekanntwerden der Tötung ganz ausgeschlossen ist, kann man es nicht leicht über sich bringen, einen Affen zu erschießen, weil er sich so menschlich rührend benimmt. Ein alter Engländer sagte mir einmal: „Sie mögen vielleicht einen Affen in Ihrem Leben schießen, aber keinen zweiten!“ Dann erzählte er mir, wie er einmal einen Affen angeschossen habe und wie der seine Hand auf die blutende Wunde gelegt und ihm kläglich jammern das mit derselben aufgefangene Blut gezeigt habe. „Dieser Anblick“, sagte er, „hat mir das Herz im Leib herumgedreht, ich konnte es nicht mehr ansehen und habe das arme Tier schnell mit einem Todeschuß von seinen Leiden befreit. Das Bild verfolgt mich noch bis heute.“

Etwas Ähnliches habe ich selbst erfahren. Mir waren die Affen ja auch manchmal lästig, und ich hegte oft einen Ingrimm gegen sie. Als ich eines Mor-

gens meine Zimmertüre öffnete, saß wieder ein schwerer Affe auf dem hölzernen Gitterwerk meiner Terrasse. Er blieb ganz ungeniert sitzen. Da kam mit Gewalt die Versuchung über mich, ihn niederzuknallen. Eiligst ergriff ich meine Flinte und trat wieder zur Türe. Wie ich aber die Flinte anlegen wollte, schaute mich der Affe so unaussprechlich eigentümlich an, daß mir alle Lust verging, ihm ein Leid anzutun. Rasch stellte ich die Flinte wieder weg. Wie ich auf die Terrasse zurückkam, war der Affe fort. Er saß schon hoch auf dem Dache der Kirche. Nun war ich froh und dankte Gott, daß es nicht zum Schießen gekommen war, und daß mir so viele Unannehmlichkeiten erspart blieben.

Versuche, Affen zu vergiften, mißglücken fast immer, denn der Affe ist ungemein vorsichtig mit allem, was er frißt. Es wurde mir von einem Landwirt in den Nordprovinzen, in dessen Garten und Feldern die Affen großen Schaden angerichtet hatten, erzählt, er sei entschlossen gewesen, diese gefährlichen Räuber ein für allemal aus dem Wege zu räumen, und zwar durch Gift. Erst stellte er darum täglich große flache Schüsseln mit gekochtem Reis in seinem Garten herum. Die Affen kamen rudelweise herbei und fraßen gierig den Reis auf. Nachdem sich dieselben an die regelmäßige Speisung gewöhnt hatten und in großer Zahl erschienen, stellte der Landwirt eines Tages vergifteten Reis hin, der mit einem geschmacklosen Pflanzengift durchsetzt war. Er war auf die Wirkung desselben gespannt und paßte auf. Bald hörte er um die verhängnisvollen Schüsseln herum lebhaftes Geplapper und Getwinsel und sah, wie die Affen um den unberührten Reis zu Gericht saßen und mißtrauisch dreinschauten. Auf einmal erhoben sich alle und zogen sich in den Busch zurück. Bald aber kamen sie wieder zum Vorschein und hatten Zweiglein und Blätter einer Pflanze in den Händen, die ihnen ihr Instinkt als ein Gegengift bezeichnete. Mit diesen durchwühlten und vermischten sie den Reis und verzehrten ihn dann mit dem gewohnten Appetit. Am folgenden Morgen kamen die Gauner ganz unbeschädigt und munter wie immer zurück. — Es ist also nicht ganz unbegründet, wenn die Indier und überhaupt die Orientalen fest davon überzeugt sind, daß es absolut unmöglich ist, Affen zu vergiften. In diesem Sinne schrieb ja auch schon im 10. Jahrhundert der arabische Schriftsteller Al Masudi, die meisten chinesischen Könige und indischen Prinzen hielten sich Affen, um ihre Speisen zu prüfen, und verließen sich mit unbedingtem Vertrauen auf deren Befund, welche Speisen gut und welche vergiftet seien.

Will man dem Affen mit einem Stocke



zu Leibe rücken, so kann das gefährlich werden, denn er hat als Waffe ein scharfes Gebiß, und wenn er wütend ist, beißt er schrecklich. Bißwunden aber von Affen, merkwürdig aber wahr, heilen schwer und äußerst langsam. Selbst Bisse von kleinen Affen sind zu fürchten. Ein Engländer, den ich sehr gut kannte, wurde einmal von einem Affen in den Arm gebissen und hat sich zehn Jahre lang mit der Wunde herumschlagen müssen. — Es wird mir deshalb jetzt noch gruselig, wenn ich daran denke, wie ich mich einmal zu Rhandalla in meiner Unwissenheit und Verwegenheit der Gefahr ausgesetzt habe, von einem großen Affen gebissen zu werden. Es hat jedoch, Gott sei Dank, gut gegangen, und ich bin einem mörderischen Kampfe mit dem Affen, der sicher mit meiner blutigen Niederlage geendet hätte, heil entronnen. Kurz vor dem Mittagessen sah ich dort eines Tages in den Maiserien von der Anhöhe unseres Landhauses aus auf dem spitzwinkligen Plateau drunten, an dessen beiden Längsseiten es tief in zwei Rabinen hinunterging, ein großes Tier im hohen Grase sitzen. Ich hielt es für einen großen Neufundländerhund. „Was will denn der da unten?“ dachte ich nahm eine lange Stange und ging hinunter auf die Grasfläche. Langsam durch das dürre Gras schreitend, näherte ich mich dem Tiere. Ungefähr zehn Schritte vor demselben blieb ich stehen und gewahrte zu meinem Schrecken, daß es einer von den großen Rabinenaffen mit den langen, aufgerichteten und oben hantelförmig gebogenen Schwänzen war. Wie der mich mit der Stange bewaffnet vor sich sah, zeigte er mir sein furchtbares Gebiß. Da wurde es mir aber unheimlich, und ich dachte und wünschte bloß: „Wenn der Kerl nur nicht Ernst macht, auf mich losstürzt und mich angreift!“ Ruhig blieb ich auf meinem Fleck stehen und wartete ab. Der Affe aber stand nach einer Weile auf, zeigte sich in seiner ganzen Größe — und es war der größte, den ich bis dahin gesehen — und sprang in wuchtigen Sätzen hinüber zum andern Rande des Plateaus. Ich schlich ihm langsam nach. Wie er das sah, verschwand er von der Kante. „Herrschaft!“ dachte ich, „der wird doch nicht den schauerlichen Sprung in die Tiefe gewagt haben!“ Drüben an der Kante angekommen, sah ich ihn ungefähr fünf Meter tief auf dem Aste eines Strauches sitzen, der aus der Ritze der Felswand herausgewachsen war. Sobald er mich oben über sich gewahrte, sprang er jäh die 40—50

Meter hinunter in einen Baum hinein, schwang sich an einem Aste hängend, ein paar Mal hin und her und verschwand dann in der mächtigen Krone. Das war wahrhaftig eine Reford-Sportleistung ersten Ranges, wie sie ihm kein Mensch nachmachen kann. Ich mußte staunen über den Mut, die Springtüchtigkeit und Griffsicherheit dieses Affen, war auch meinem guten Schutzengel dankbar, daß er mir diesen gefährlichen Gesellen vom Leibe gehalten hatte! Jetzt, natürlich, würde mir nicht einmal im Traume einfallen, einem solchen Affen in freier Natur selbst auf hundert Schritte nahezuweichen.

Da man nun den auffälligen Affen als heiligen Persönlichkeiten nicht mit verletzender Gewalt entgegentreten darf — sie besitzen ja das Recht der „persönlichen Immunität“ —, wie soll man sich ihrer erwehren?

In neuerer Zeit haben tonangebende Kaufleute, die zu ihrem großen Verdruß erfahren mußten, daß allzu viele Hanumänner sich wild herumtreiben, den Stadträten eine Maßnahme gegen dieselben vorgeschlagen, die in Zeiten brahminischer Hochblüte undenkbar gewesen wäre. Und diese Maßnahme heißt — Verbannung! — Tatsächlich wurden unzählige der geschwänzten Plünderer eingefangen, in Käfige gesteckt und auf Ochsenfarren nach viele Meilen entfernte Gindöden transportiert. Dort wurden sie dann losgelassen. Als aber die leeren Karren heimkehrten, hüpften die Verbannten, die schlau genug waren, den Plan ihrer Feinde zu durchschauen und zu vereiteln, lustig neben denselben her und zogen truppweise so fröhlich in die eben verlassenen Ortschaften wieder ein wie Ausflügler, die von einem Picknick heimkehren.

Von den Städten auf der einen Seite des Ganges wurden ganze Boote voll von lästigen Affen über den Strom hinübergebracht und auf der anderen Seite ausgesetzt. Allein eine solche ehrlose Aussetzung an fremder Küste gefiel ihnen durchaus nicht, und da sie auf den heimkehrenden Booten nicht zugelassen wurden, fanden sie doch andere Boote, die sie wieder zurückbrachten.

Auch die Eisenbahnen, die so viel für den Fortschritt und die Wohlfahrt Indiens getan haben, erwiesen sich als ein herrliches Mittel, Scharen von Affen aus den geplagten Ortschaften fortzuschaffen.

(Schluß folgt)

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Abereinunft gerne gestattet. — Verantwortlich: P. Meinrad Bechtiger, Missionshaus St. Josef, Altdorf (Kt. Uri). — Verlag: Mariannhiller Mission. — Druck: Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Schwaben